Erinnerungen

an

Prof. Dr. Anselm Thadd. Rixner.

Programm

zum

Schlusse des Studienjahres 1864|65

von

P. Matthäus Lipp,
Professor in Metten.



Druck der Thomann'schen Buchdruckerei in Landshut.

Erinnerungen an Professor Dr. Anselm Thaddäus Rixner.

„Exstitit antiquo subtilis tempore doctor,
Qui semper legit, praeclare plurima scripsit:
Doctor is Anselmi, si quaeris, nomen habebat.
Ex quo cepisti tu tempore nomen ab illo,
Mens tibi subtilis cum claro nomine venit,
Et juvat hoc solum: versare volumina semper,
Aut fidis, animus quae gignit, tradere chartis."

M. Hagel an Rixner.

Wenn wir als Thema für das heurige Schulprogramm das Leben eines Mannes wählten, der nichts weniger verdient, als in seinem eigenen Vaterlande über kurz oder lang einer gänzlichen Vergessenheit anheimzufallen, so geschah es für's Erste darum, weil wir glaubten, daß wenigstens seine noch lebenden Freunde und Schüler die Erneuerung seines Andenkens mit Wohlgefallen aufnehmen werden, selbst wenn wir ihnen auch keine ausführliche Biographie, sondern einfach nur einige Erinnerungen an denselben bieten würden. Sie wenigstens haben dessen ächt religiöser Denk- und Handlungsweise, dessen umfassenden Kenntnissen in jedem Fache der Wissenschaften ein mit hoher Achtung gepaartes, freundliches Andenken noch bis zur Stunde bewahrt, trotz aller sonstigen Eigenthümlichkeiten seines Charakters, als deren Hauptquellen einerseits das Streben, möglichst wenige Bedürfnisse zu haben, anderseits seine unbedingte und unbeschränkte Wahrheitsliebe betrachtet werden können.

Sodann hielten wir es für geziemend, ja gewissermassen für eine Pflicht der Pietät, daß dieser Versuch, Rixners Andenken zu erneuern, von demjenigen Stifte ausgehe, dem er einst in guter alter Zeit als Conventual angehört hatte. Freilich haben wir hiebei Grund genug, es zu bedauern, daß nicht die Feder irgend eines andern Mitgliedes dieses Stiftes, welcher vielleicht mehr Muße, sicherlich aber mehr Geschick, als der unsern zu Gebote stände, dieser Pflicht gegen den ehemaligen Mitbruder gerecht geworden ist.

Endlich wählten wir dieses Thema auch darum, weil es uns bedünken will, als sei es just in unserer Zeit nicht so ganz überflüssig, die vaterländische Jugend daran zu erinnern, daß innerhalb der Grenzen ihres engeren Vaterlandes von jeher Männer der Wissenschaft lebten, deren Namen auch in den andern deutschen Gauen mit Achtung genannt wurden; und von diesem Standpunkte aus betrachtet, dürfte das Thema auch den Zwecken eines Schulprogrammes entsprechend erscheinen.

Dieses vorausgeschickt, wollen wir nun so ziemlich an der Hand der Autobiographie Rixners, die bis zur Niederlegung seiner Lehrstelle der Philosophie an dem k. Lyceum in Amberg reicht, zur Lösung unserer Aufgabe schreiten.

Es war der 3. August des Jahres 1766, welcher den Tafernwirth zu Tegernsee, Joh. Ev. Rixner, und dessen Gattin, Maria Magdalena, geborne Barth, mit einem Söhnlein beschenkte, das in der Taufe die Namen Thaddäus Anton Dominikus erhielt.

Die Familie, welcher der junge Weltbürger angehörte, war nicht nur nach damaligen Verhältnissen eine der wohlhabendsten, sondern auch eine der angesehensten in der ganzen Umgegend. Der Vater, der dritte Sohn des Baders von Wildbad bei Kreuth, war, schreibt Rixner in seiner Autobiographie, „ein kluger und verständiger Mann, jedoch etwas grüblerisch und argwöhnisch, der gereist war und Allerlei gesehen und erfahren hatte und sogar ein wenig Latein verstand, weßwegen er dann auch bei den Bauern der ganzen Umgegend in großem Ansehen stand.“ Er hatte in seiner Jugend das Fleischerhandwerk gelernt, war mehrere Jahre hindurch der weltliche Gehilfe des P. Schaffners beim Zechgaden[1]) des Klosters Tegernsee gewesen und hatte sich endlich durch Verehelichung mit der Wirthstochter Maria Magdalena Barth bis zum Range des Hofmarkwirthes zu Tegernsee emporgeschwungen.

Rixners Mutter, welche ihren Gatten auch noch mit vier Töchtern und einem Zwillingspaar von Knaben, die aber alsbald starben, beschenkt hatte, war fromm und haushälterisch, besaß indessen neben ihren sonstigen trefflichen Eigenschaften auch die besonders für den Eheherrn weniger begehrenswerthen Gaben aller gewöhnlichen Töchter Eva's: sie war, wie Rixner sich ausdrückt, „von geläufiger Zunge,“ dabei sehr reizbar und heftig, doch auch bald wieder zur Versöhnung geneigt. An dem kleinen Thaddäus übrigens hing sie nicht nur während seiner Kinderjahre mit aller Innigkeit der mütterlichen Liebe, sondern sie bewahrte ihm diese auch fort und fort in den reifern Jahren seines Lebens.

Die Freude der beiden Gatten, die sie bei der Geburt ihres präsumtiven Erben und Nachfolgers empfunden hatten, sollte jedoch bald wieder getrübt werden; denn der Säugling hatte das Unglück, gleich in den ersten Wochen seines Daseins durch einen Fall vom Tische auf der rechten Seite seines Körpers fast gelähmt zu werden. Hand und Fuß begannen zu schwinden, und Rixner mußte die Folgen dieses Sturzes sein ganzes Leben lang mit sich herumtragen. Allein, was seinen Eltern anfänglich die Quelle bittern Schmerzes und Kummers gewesen, das war in der Folge für Rixner Gegenstand aufrichtigsten Dankes gegen die göttliche Vorsehung, den er auch oft vor seinen Freunden aussprach. War es ja doch gerade dieser Unfall, der Rixners Vater in der Folge bestimmte, den kleinen, hinkenden Knaben, den er für untauglich zu seinem Gewerbe erachtete, den Musen zu widmen.

Wir wollen nun Rixner über diejenige Periode des Lebens selbst erzählen lassen, in welcher an dem heitern, in sonnenheller Bläue lachenden Kinderhimmel bereits die ersten düstern, flüchtigen Wölkchen aufzusteigen beginnen, und der frohe Knabe nicht selten die Wahrheit jener dichterischen Worte auch an sich zu erproben anfängt: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil.“ Das erfuhr eben Rixner auch; denn es war die Stunde gekommen, die ihn den bildenden Händen eines häuslichen Informators in der Person des hochansehnlichen Dorfschulmeisters überantwortet hatte. — „Die deutsche Schule, schreibt er, besuchte ich nie, sondern der Schulmeister unterrichtete mich eigens im Lesen, Schreiben und Rechnen in meiner Eltern Haus; schon in meinem achten Jahre aber schickte man mich in die lateinische oder sogenannte Singschule in's Kloster als Hospitanten, um daselbst Latein zu lernen. Allein der Unterricht wollte anfangs bei mir gar nicht gedeihen; ich faßte nur Vokabeln in das Gedächtniß auf ohne allen Verstand und hatte gar keinen Begriff von Sprachformen und Verbindungen, so daß es lange währte, bis mir über die Bedeutung der Deklinationen und Conjugationen durch die Vergleichung der fremden mit der Muttersprache der erste Lichtstrahl aufging.“

1) Gaden, altd. gadun, Gemach; niederd. Gadem; Zechgaden s. v. a. Trink- Schenkstube. Das niederbayerische Landvolk bezeichnet mit „Gaden“ auch das Stockwerk eines Hauses.

Zum Glücke fand er bald an P. Chrysogonus Zech einen andern und vernünftigeren Lehrer, der es vortrefflich verstand, das schlummernde Talent des Knaben zu wecken und zu entwickeln. Freilich bediente dieser sich hiezu in Fällen, in welchen er es für ersprießlich erachtete, eines in der Bibel sehr warm empfohlenen, in Zeiten übelberathener Humanität aber hochverpönten Mittels, das seinen Schülern gar nicht selten Gelegenheit gab, tief gerührt mit dem alten Martial über „die Scepter" der Pädagogen, „die traurigen Gerten" zu seufzen. — „Er war, sagt Rixner, ein verständiger und vieljähriger, aber barscher und rauher Schulmann, der mich jedoch wegen meiner Schwächlichkeit und respektiven Krüppelhaftigkeit gegen meine übrigen Gespielen sehr gelinde behandelte."

Uebrigens scheint dieses Tegernsee'sche Nachbild des alten „Orbilius Pupillus" [1]), den sein schalkhafter Schüler Horaz den „Prügelreichen" nennt, von dem Lehrer des Gesanges daselbst in der energischen Handhabung des Schulscepters noch übertroffen worden zu sein; denn wenn wir in den Wolken des Aristophanes lesen [2]):

„Wenn Einer einmal sich in Sprüngen vermaß, in gekünstelten Trillern und Schnörkeln,
Dem lohnte der Stock im üppigsten Maß, weil Musengesang er entheiligt;"

so erzählt uns auch Rixner hinwiederum, er habe, wiewohl Schüler der Singschule doch freiwillig auf den Unterricht in der Musik verzichtet. Der Grund aber, welcher ihn hiezu vermochte, war eben kein anderer, als der, daß er sah, daß dabei immer die „meisten Schläge" ausgetheilt würden.

So fand denn Rixner die Vorhalle des Musentempels keineswegs mit Rosen bestreut; im Gegentheile er mußte auf gar manche Dornen treten, die ihm außerdem auch von seinen häuslichen Verhältnissen, von dem unbeugsamen Willen seines Vaters und am meisten von dem Spotte und der Neckerei seiner muthwilligen Mitschüler auf den Weg geworfen wurden und die vielleicht manchem andern Knaben von weniger entschiedenem Willen das Studieren für immer verleidet hätten. Hören wir ihn selber. „Ich galt, schreibt er, in der Singschule allerdings als Student; zu Hause hingegen war ich „Kellerbube," und so war auch meine Kleidung halb städtisch, halb bäurisch; auch der „Haarzopf," den ich damals noch trug, weil es mein Vater durchaus so haben wollte und keinen Widerspruch litt, machte mir viele Beschwerlichkeit."

Im Spätherbste des Jahres 1778 starb Rixners Vater und ein Jahr darauf schritt seine Mutter zu ihrer zweiten Verehelichung mit Franz Seraph Schiffmann von Lengries, einem Manne, dem Rixner das Zeugniß gibt, „er sei die beste und geduldigste Seele auf Gottes Erdboden gewesen." — Dieser sein Stiefvater ließ ihn gerne fortstudieren, besonders da er jetzt anfing, sich auszuzeichnen.

Endlich wurde er zu seiner großen Freude auf Aller-Heiligen mit des P. Chrysogonus rühmlichsten Zeugnissen versehen zur Forsetzung seiner Studien in den höheren Gymnasialklassen und an dem Lyceum in die von Benedictinern besetzte Studienanstalt zu Freising gesendet.

Unermüdeter Eifer und rastlose Thätigkeit waren Grundzüge in Rixners Charakter; und wie sehr diese schon damals in dem kaum aus dem Knabenalter getretenen Jünglinge ausgeprägt waren, davon geben die glänzenden Erfolge, die er an dieser Studienanstalt errang, ein sehr rühmliches Zeugniß, das um so rühmlicher ist, je größer die Schwierigkeiten waren, die seine unverdrossene Ausdauer und sein sich immer glücklicher entfaltendes Talent zu überwinden hatte. „Ich war, erzählt er uns, im Latein allerdings sehr weit gediehen, im Griechischen dagegen fast ganz unwissend und im reinen Hochdeutsch eben nicht fest, noch geübt und belesen genug und eben so vernachlässigt war meine äußere Bildung." — „Ich hatte also viel Neues vor mir zu lernen."

Allein „die Zeit, sagt Göthe, ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will." — Wie aber der Jüngling dieses auszufüllen verstand

1) Hor. Epist. II. 1. 70. 2) Göll, Kulturbilder I. 15. Leipz. 1863.

und ausfüllen wollte, davon gibt der Umstand Zeugniß, daß er trotz der angeführten Schwierigkeiten in der Rhetorik unter 60 Schülern den ersten Platz zu behaupten vermochte und die zwei ersten Preise erhielt.

Mögen darum unsere jugendlichen Leser sich nicht allzu sehr verwundern, wenn sie hören, daß dieser Schüler, nachdem er zum Manne herangereift war, einmal in einer seiner Vorlesungen, als er über den Werth der Zeit zu sprechen kam, sagte, es sei seine Ueberzeugung, daß man sich erst auf zwölf Stunden Arbeit eine Stunde Erholung gönnen solle, die für einen wissenschaftlich Gebildeten in der Lektüre eines deutschen, griechischen oder lateinischen Dichters zu bestehen habe.

Nach beendigten Gymnasialstudien hörte Rixner zwei Jahre Philosophie und unterzog sich in einem Alter von 17 Jahren nach damaliger Sitte einer öffentlichen Disputation. Sein Lehrer in der Mathematik war Prof. Gotthard Kufner aus dem Benediktinerstifte Metten, unter dessen Vorsitz er am Ende eines jeden der beiden philosophischen Jahre seine Thesen vertheidigt und dessen Zufriedenheit er sich in solchem Grade erworben hatte, daß er Willens war, Rixner als repetitor publicus für die Primaner aufzustellen. — „Allein mich bestimmte, sagt Rixner, das eigene Selbstbewußtsein des Mangels der äußern Bildung, dieses Geschäft einem andern meiner Mitschüler zu überlassen."

Dieser Mann scheint überhaupt großen Einfluß auf seinen dem Aeußern nach zwar unbeholfenen, dafür aber desto gelehrigeren Schüler gehabt zu haben; denn dieser war es auch, dem Rixner seinen Plan, nach Vollendung der philosophischen Studien die Aufnahme in irgend ein Kloster nachzusuchen, zuerst mitgetheilt hatte.

Kufner, der sich von der rauhen Schale, welche einen so trefflichen Kern in sich barg, nicht im mindesten hatte beirren lassen, war über diese Mittheilung hoch erfreut und führte sofort in den Osterferien seinen Schüler mit sich in sein eigenes Kloster Metten. Allein hier traf er mit seinem Schützlinge auf unerwartete Hindernisse. Man trug dem unangenehmen Eindruck, den das Aeußere des Candidaten hervorbrachte, allzusehr Rechnung, und erst nach vielen und eindringlichen Vorstellungen gelang es Kufner, seinem wackeren Schüler mit noch zwei andern Candidaten aus derselben Studienanstalt die Aufnahme in das Noviziat zu erwirken. Die Herren von Metten hatten indessen bald Gelegenheit, sich von der Wahrheit eines sehr alltäglichen Sprichwortes, daß nicht alles, was glänze, auch gediegenes Gold sei, zu überzeugen. Die beiden Candidaten nämlich, welche sich durch ihr vortheilhaftes Aeußere in hohem Grade vor Rixner hervorgethan hatten, traten alsbald wieder in die Welt zurück, während Rixners einmal gefaßter Entschluß, sich weder durch das Zureden noch durch das Beispiel seiner Genossen zum Wanken bringen ließ.

Hier drängt sich uns von selbst die Frage nach den Motiven auf, welche Rixner zum Eintritte in den Orden mögen veranlaßt haben, und warum er, wenn er nun einmal entschlossen war, sich dem Ordensleben zu widmen, nicht lieber zur Realisirung dieses seines Entschlusses das herrliche Stift seiner schönen Heimat wählte, als das ihm völlig fremde Kloster Metten, welches noch dazu in Beziehung auf ökonomische und andere Verhältnisse mit jenem keinen Vergleich auszuhalten vermochte.

„Es ist, sagt Montalembert [1]), im tiefsten Grunde der menschlichen Natur ein instinktartiger, obwohl unklarer und flüchtiger Zug nach Zurückgezogenheit und Einsamkeit vorhanden. Wer, den das Laster nicht gänzlich verdorben oder Alter und Begierlichkeit abgestumpft haben, ist nicht ein oder das andere Mal in seinem Leben vom Zuge nach Einsamkeit ergriffen worden? Wer hat nicht in sich den lebhaften Wunsch nach einer dauernden, ruhig geregelten Lebensweise gefühlt, in welcher Weisheit und Tugend dem Leben des Geistes und des Herzens, der Erkenntniß und der Liebe ihre reine Nahrung bieten?" — Gerade dieser Zug nach Einsamkeit und nach möglichster Abgeschlossenheit von allem, was auf die nie rastende Thätigkeit seines Geistes mehr oder weniger störend einwirken konnte, verbunden mit dem lebhaftesten Drange nach Erkenntniß und

1) Geschichte der Mönche des Abendlandes I.

Weisheit, war in Rixners Charakter mit aller Entschiedenheit ausgeprägt. Das ist es auch, worauf sich meistens die Wünsche seiner Freunde beziehen, wenn sie ihn bei festlichen Gelegenheiten mit Epigrammen erfreuen wollen, wie z. B.:

„Dent tibi di canos attingere Nestoris annos,
Scrutandique sitim dent satiare tuam;“

und:

„Nie hat den Weisen Gemeines vergnügt.
Drum gebt Ihm, o Götter,
Was der Gemeine nicht wünscht, was der Gemeine nicht hat.“

Bei einem Jünglinge nun von solchen Anlagen des Geistes und Gemüthes erklärt sich der Wunsch nach jener ruhig geregelten Lebensweise, wie sie vorzugsweise das Ordensleben bietet, ganz von selbst, und nachdem er sich einmal für den Orden des hl. Benedikt entschieden hatte, konnte es sich für ihn nur mehr darum handeln, wo er das erhabene Ziel, das er verfolgte, am sichersten zu erreichen hoffen durfte; alles andere mußte für denjenigen gleichgiltig sein, der nichts mehr haßte, als die unwürdigen Genüsse eines unthätigen, zucht- und regellosen Wohllebens. — „Ich wäre wohl auch in dem Kloster Tegernsee, so lauten Rixners Worte, aufgenommen worden, wenn ich mich gemeldet hätte; allein, das wollte ich nicht, eben weil Tegernsee mein Geburtsort war — „„verstehst's, sagte er einmal im vertraulichen Tone zu einem seiner Freunde, als sie gerade über dieses Thema sprachen, wo man den Heller prägt, da gilt er auch am wenigsten““ — und weil mir viele der dortigen Conventualen mißfielen. Da wollte nun meine Mutter selbst das Kloster besichtigen, welches ich dem zu Tegernsee vorgezogen hatte und sie fuhr mit mir an den Ort, der meine neue Heimat werden sollte. Ihr gefiel aber der eben nicht glänzende ökonomische Zustand in Metten so wenig, daß sie mir die ernstlichsten Vorstellungen machte, mit ihr sogleich wieder umzukehren: ich könnte ja nach meinem Belieben in Freising oder München meine Studien fortsetzen und dann Weltpriester werden.“ — Doch, was kümmerten Rixner mehr oder weniger glänzende ökonomische Zustände! Fand er nur die nöthigen Bücher, hinlängliche Zeit und Ruhe, um möglichst ungestört seinen Studien nach Herzenslust obliegen zu können, und standen ihm nur soviel Mittel zu Gebote, um damit seine nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen: dann war er der zufriedenste und glücklichste Mensch von der Welt; denn nicht leicht achtete Jemand die materiellen Güter und Genüsse des Lebens geringer, als er. Welch einen untergeordneten Werth z. B. das Geld in seinen Augen hatte, das mag schon daraus hervorgehen, daß, wenn er in der Folge seinen Monatsgehalt bezog, er sofort aus der erhaltenen Rolle so viel Geld herausnahm, als er für den betreffenden Monat zu brauchen meinte. Diese angebrochenen Rollen aber legte er nicht etwa an einem bestimmten Ort zusammen, sondern warf sie, wie es sich gerade traf, in irgend eines von den acht Fächern seines Schreibschrankes. So kam es, daß bei seinem Umzuge von Amberg nach München einer seiner Kollegen, den er mit dem Verpacken seiner Effekten betraut hatte, seine Baarschaft in lauter angebrochenen Rollen und durch sämmtliche Fächer des Schreibschrankes unter den verschiedenartigsten Dingen zerstreut vorfand. Darum hatte denn auch sein Freund Hagel in dem Epigramm, das er ihm einst am Feste des hl. Anselm überreichte, keinen andern Wunsch, als den, es möge Gott ihn die Wahrheit, welche ihm unter allen Gütern als das einzige begehrenswerthe galt, ohne Wolke schauen und ihn trinken lassen aus jenem klaren Born, der in's ewige Leben fortströmt:

„Sufficis ipse tibi, rebus laetare nec ullis,
Quas alii tota sectari mente videntur.
Ergo tibi quid, quaeso, precer, dulcissime rerum?
Te juvat hoc unum: verum sine nube tueri;
Ergo precor, Deus ut secretum pandat Olympum,
Praeclaramque sitim puro de fonte restinguat.“

Dasjenige also, was geeignet war, das liebende Mutterherz mit banger Sorge zu erfüllen, — „das, sagt er, machte mir durchaus keine Sorge; und so ließ ich mich denn im Vertrauen auf das Beispiel meines Lehrers Kufner einkleiden und trat mit meinen beiden Genossen das Noviziat an." —

Zur großen Freude des jungen Novizen kehrte noch in demselben Jahre sein geliebter Lehrer gleichfalls in's Kloster zurück und las ihm nebst seinen beiden Genossen während des Noviziates, das sonst nur zu ascetischen Uebungen bestimmt ist, einige Kollegien über Kirchengeschichte. Endlich nahte der 16. Sept. des Jahres 1787, der Tag, an welchem Rixner durch Ablegung der Gelübde im dritten Jahre nach seiner Einkleidung sich auf ewig Gott und dem Orden des großen hl. Benedikt weihen sollte. Er legte dieselben ohne Zögerung in die Hände des damaligen Abtes Lambert Kraus ab, und dieser gab ihm nun den Namen: „Anselm."

Die theologischen Disciplinen, Dogmatik, Moraltheologie, Kirchengeschichte und kanonisches Recht absolvirte er zur vollen Zufriedenheit seiner Lehrer und Vorgesetzten mit den damals gewöhnlichen Disputir-Uebungen im Kloster, worauf er 1789 die Priesterweihe empfing. Schon das nächste Jahr darnach wurde Rixner von seinem Abte, einem großen Menschenkenner und Menschenfreunde, der die ausgezeichneten Talente seines jungen Mitbruders wohl zu würdigen und zu schätzen wußte, an die Universität Ingolstadt gesendet, um sich dort den Studien der Jurisprudenz zu widmen; denn er hatte ihn bereits zum künftigen Kanzlei-Direktor und nebenbei auch zum Kloster-Professor bestimmt. Rixner erfüllte nun zwar den Wunsch seines Vorgesetzten, so daß er nach seiner Zurückkunft den jungen Clerikern einschlägige Vorträge mit Nutzen und Erfolg zu halten im Stande war; allein gerade in Ingolstadt trat seine Neigung zur Philosophie mit aller Entschiedenheit hervor. Ueber seinen Aufenthalt dortselbst theilt er uns nur einige sparsame Notizen mit.

„Zu Ingolstadt, schreibt er, wurde ich in Hinsicht auf Philosophie besonders an Cölestin Steiglehner — nachmals Fürst-Abt zu St. Emmeran in Regensburg — angewiesen, der sich aber meiner wenig annahm. Mehr Eingang fand ich bei Heribert Grafenstein, durch welchen ich die erste Bekanntschaft mit den kantischen Schriften machte. Das Meiste aber gewann ich bei Gottfried Krenner, von welchem ich zuerst in das eigentliche geschichtliche Studium eingeführt wurde und das Mittelalter und dessen Formen liebgewann." —

Indessen starb im Jahre 1790 während der Herbstferien der Abt Lambert Kraus, der Rixners Liebe und Achtung in vollem Maße gewonnen hatte. — „Lambert, sagt er, war fast allgemein zu hart und ungerecht beurtheilt; denn obwohl leider unter ihm die ökonomischen Verhältnisse des Klosters in großen Verfall geriethen, so war er doch für seine Person in der That ein Mann, der zu besseren Zeiten und besonders von treuen und tüchtigen Offizialen umgeben, einen der herrlichsten Aebte vorgestellt und dem Kloster einen Namen würde gemacht haben." —

Lamberts Nachfolger war Cölestin Stöckl, ein gründlicher Kenner und Freund positiver Wissenschaften [1]), der jeden Katheder des civilistischen oder kanonischen Rechtes mit Ehren eingenommen hätte. Unter ihm entfaltete Rixner seine erste Wirksamkeit im Lehramte. — „Er beförderte mich, erzählt er uns, 1791 zum Professor des Kirchenrechtes, das er einst selbst am Lyceum zu Freising und später zu Hause mit großem Ruhme und Ansehen lehrte. Ich erwarb mir bald seine Zufriedenheit und mein Lehramt förderte mein eigenes Wissen. Meine ersten Schüler waren P. Thaddäus Christ und P. Nepomuk Holzhauser. Der Erstere von Bamberg gebürtig und ein sehr fähiger Kopf, wurde Professor der Grammatik in Ingolstadt, Doctor der Philosophie, nachher Professor im Kloster, endlich nach der Klosteraufhebung Pfarrer zu Steindorf im Landgerichte Landsberg. Der Letztere hat sich große, rühmliche Verdienste um die Volksschulen erworben."

Neben diesem seinem Lehramte setzte aber Rixner das Studium der Philosophie mit einem unermüdeten Fleiße und mit einer Hingabe fort, die ihm schon jetzt, wie noch öfters in seinem spätern Leben, gar

1) Das Kloster Metten und seine Aebte von P. Rupert Mittermüller. Straub. 1856. S. 249.

manchen schlimmen Streich spielten. So hatte er z. B. einmal in der zur Pfarrei Stephansposching gehörigen Wallfahrtskirche Lohe, — beide an der Donau in der Nähe von Metten gelegen, — bei einem feierlichen Hochamte, das der Abt selbst celebrirte, die Dienste eines Diakons am Altare zu versehen. Bereits mit dem Ornate angethan harrte er schon längere Zeit in Geduld auf den Schluß der Festpredigt; vergebens! der Redner wollte zu keinem Ende kommen. Da überließ sich Rixner, wie gewöhnlich, tiefem und ernstem Nachdenken und entfernte sich ganz und gar in sich gekehrt, langsam und unbemerkt aus der Sakristei. Endlich war der Redner zum Schlusse gelangt; das Hochamt sollte beginnen: aber siehe da, der eine der Diakonen war zu nicht geringem Staunen der Anwesenden spurlos verschwunden. Leute werden ausgesandt, aller Orten sucht man nach ihm und überall vergebens, bis man ihn endlich in der Ferne am einsamen Strande der Donau entdeckte, wo er in seinem Ornate ruhig so lange auf- und niederschritt, bis einer von denen, welche, um den Vermißten zu suchen ausgeschickt worden waren, ihn aus seinem philosophischen Himmel zur nüchternen Erde niederzog und ihn sich selbst und den mit ziemlich ungeduldiger Sehnsucht seiner Ankunft Harrenden wiederschenkte. —

Was konnte nun bei einer solchen Hingabe an das Lieblingsstudium dem jungen Philosophen erwünschter kommen, als der Ruf, den er im Jahre 1793 als Professor der Philosophie an das Lyceum zu Freising erhielt? Ueber seine Verhältnisse daselbst, sowie über seine Lehrthätigkeit wollen wir ihn in seiner bekannten Bescheidenheit und männlichen Offenheit selbst sprechen hören:

„Im Jahre 1793 zu Allerheiligen erhielt ich den Ruf als Professor der Philosophie an das Lyceum zu Freising, wo ich zuerst in ein neues und schweres Verhältniß kam, aber bald so viel Muth zu mir selbst gewann, daß ich es wagte, statt des veralteten Dogmatism kritische Philosophie nach „Kant" oder eigentlich nach J. Schulze und Reinhold zu lehren. Ich „tappte freilich damals nur nach Furor;" aber ich hatte denn doch die Nichtigkeit der bisherigen populären Philosophie einsehen gelernt. Meinen Versuchen und Aufsätzen wurde von mehreren Seiten Anerkennung und nicht verdientes Lob zu Theil." —

Kant[1]) ist einer jener seltenen Männer, in denen der Geist eines Jahrhunderts seine Farbe concentrirt und seine Farben vertieft. Nicht sieben Stunden kam er über seine Vaterstadt hinaus: und dennoch hat dieser Mann im sechzigsten Jahre seines Lebens 1781 einen literarischen Schlag geführt, der für das Gebäude der Wissenschaft von gleich erschütternder Wirkung war, wie das Todesurtheil, das am 21. Juni 1793 an dem gesalbten Könige von Frankreich vollzogen wurde. — Seine Philosophie wirkte nach allen Seiten und auf alle wissenschaftliche Disziplinen völlig umgestaltend ganz besonders dadurch ein, daß sie vor allem die kritische Prüfung ihrer Grundlagen verlangte. Allein vor lauter Kritik der Kritiken gelangte Kant's „kritische Philosophie" endlich auf der Höhe des plattesten und lächerlichsten Scepticismus an. Und wenn in Kurz's Geschichte der deutschen Literatur rühmend hervorgehoben wird, Kant's Philosophie habe ganz besonders wohlthätig dadurch gewirkt, daß sie das Sittengesetz und den Begriff der sittlichen Freiheit zum Mittelpunkt alles Lebens und Handelns erhob: so mag dieses Lob nicht ungerechtfertigt erscheinen, wenn man damit jene Moral vergleicht, welche in den Salons zu Paris und an einigen deutschen Höfen gelehrt wurde. Gleichwohl aber müssen wir Dr. Haffner vollkommen beipflichten, wenn er sagt, Kant's Moral- und Religionsphilosophie setze an die Stelle Gottes in dem Gewissen den s. g. kategorischen Imperativ, und statt Gott als das letzte Ziel des menschlichen Strebens zu fassen, stelle sie ihn uns nur als Garanten der Glückseligkeit dar. —

Ein Verdienst übrigens gibt es, das Kant, dem Vater des deutschen Rationalismus, und seinen Schülern nicht abgesprochen werden kann. Der Sturm, den sie heraufbeschworen, hat, wie Dr. Haffner

1) Dr. Haffner, die deutsche Aufklärung.

bemerkt, „den Schlamm hinweggespült und herrliche Muscheln der Tiefe an's Ufer geworfen." — Sie haben namentlich auch der katholischen Theologie gezeigt, daß sie vor allem gründlicher Wissenschaft bedürfe, um sich der Angriffe der Wissenschaft erwehren zu können. — Aber es brauchte lange Zeit, bis diese sich ihrer Aufgabe bewußt wurde, die wahrlich nicht darin bestand, wie „jung Siegfried" des Vaters feste, mit Schätzen und Waffengeräthe überreich gefüllte Burg als stolzer Knabe zu verlassen und plan- und zwecklos in alle Welt hinauszuwandern, um endlich an der Thüre von Kant, Fichte, Hegel und Schelling zu betteln:

„O Meister, liebster Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen sein!"

Vielmehr mußte sie zu ihres Vaters alten Waffenschmieden wieder gehen und von ihnen lernen

Mit Fleiß und Acht,
„Wie man die guten Schwerter macht."

Dann aber mußte sie auch alles Tüchtige, was die Neuzeit geschaffen, mit beiden Händen ergreifen und so ihr reiches Erbe mehrend alle Waffen, welche ihre Zeit gegen das Christenthum gebrauchte, zu dessen Vertheidigung verwenden.

Wer möchte es unserm jungen, nach „Furor tappenden" Philosophen verargen, wenn auch er wenigstens anfangs sich von einer Strömung erfassen ließ, welche damals die edelsten und besten Geister unserer Nation unaufhaltsam in ihre Strudel zog. Es währte auch gar nicht lange, so ward der heißen Sehnsucht nach Ruhm und Ehre eine etwas niederschlagende Abkühlung zu Theil. Ein gewisser P. Magnus Knipfelberger aus Kloster Ettal hatte sich das Vergnügen gemacht, seine Collegen, die damaligen Professoren zu Freising, in einer persönlichen Satire durchzuhecheln und Rixner fand sich in derselben zu seiner nicht geringen Ueberraschung „als rohen, hinkenden Cyklopen, als Repräsentanten der schiebenden und zurückstoßenden Kraft" persiflirt. Dazu kam noch, daß er nach Verlauf von zwei Jahren von dem ersten öffentlichen Schauplatze seiner Thätigkeit durch den Willen seines Obern abberufen wurde, der ihn zum zweiten Male mit der Klosterprofessur der philosophischen und theologischen Studien betraute.

Allgemach war nun das verhängnißvolle Jahr 1803 herangenaht. Schon im Spätherbste des vorausgegangenen Jahres hatte eine churfürstliche Commission den Activ- und Passivstand des Klosters untersucht und ein Inventar über die Gegenstände der Kunst und Literatur ꝛc. aufgenommen. Die Erfüllung der traurigen Ahnung dessen, was da kommen sollte, ließ nicht lange auf sich warten. — Es war das Fest des hl. Benedict, als der churfürstliche Commissär erschien und die Aufhebung des Klosters nach seinem mehr als tausendjährigen Bestande verkündete.

Zu dieser Zeit befand sich Rixner eben als Hilfspriester auf der Klosterpfarrei zu Michaelsbuch und wurde, als man aufzuräumen begann, von dem Administrator zum Ausscheiden der alten Skripturen in das Kloster eingerufen.

Wie ihm bei diesem Geschäfte zu Muthe gewesen, das schließen wir wohl am besten aus seinem Klageliede auf die bayerischen Klöster und insbesondere auf sein Mutterkloster Metten. Fehlt dem Gedichte auch der eigentliche poetische Schwung, so bezeugt es uns doch gerade durch seine schlichten Weisen um so mehr, wie wahr und wie tief empfunden die Gefühle der Wehmuth und des gerechten Unwillens gewesen, die in demselben ihren Ausdruck fanden. Voll des bittersten Schmerzes klagt er über den Gräuel der Verwüstung an jenen Stätten, die wenigstens in der Väter Zeit ein fester Hort für Kunst, Wissenschaft, Religion und Tugend jeder Art gewesen, und läßt dann am Schlusse des Gedichtes seinen gerechten Zorn mit den Worten laut werden:

„Ihr alten Stifter kehrt zurück in's Leben
Und schaut die jetz'ge wüste Oed'! Doch nein!
Schlaft fort, sonst hüllt ihr euch mit Grau'n und Beben
In eure Leichentücher tiefer ein." —

Und sonderbar, jenes Vertrauen auf den „alten, treuen Gott," das in den Schlußstrophen sich ausspricht und das selbst „gegen die Hoffnung noch zu hoffen wagte," es hat in der That seine volle Rechtfertigung gefunden. Damals freilich, als der Geist der französischen Revolution die Nerven des deutschen Volkes noch durchbebte, konnte Rixner nur ein mitleidiges Lächeln erregen, wenn er schrieb:

„Noch lebt der alte Gott, der treue,
Der wieder schaffen mag, was welkt dahin,
Um in veränderter Gestalt auf's Neue
Zu seinem Ruhme wieder aufzublüh'n."

Die Formen mögen wechseln und vergehn,
Indem das Leben stets nach Neuem ringt;
Unsterblich sind Gefühle und Ideen
Des Ewigen, die keine Zeit bezwingt!"

So ist es auch in der That gekommen! Jene unsterblichen Gefühle und Ideen des Ewigen, in welche jeder kirchliche Orden seine tiefen Wurzeln geschlagen, sie werden von keiner Zeit völlig vernichtet werden können und sei sie auch noch so roh, noch so entsittlicht und noch so tief in die Gemeinheit des Materialismus versunken. Alle jene Gewaltherrscher und irregeleiteten Fürsten, alle jene Sophisten und gedankenlosen Schwätzer, welche, wie Montalembert treffend bemerkt, „den Kranken, den sie tödtlich haßten und auf dessen Nachlaß sie speculirten, unter dem Vorwande, ihn heilen zu wollen, erwürgt hatten;" sie alle sahen sich in ihren Erwartungen völlig betrogen und werden sich stets betrogen sehen. Oder bietet uns die Geschichte der geistlichen Orden nicht die auffallende Erscheinung dar, daß, wie der nämliche Autor weiter bemerkt, während man sie im 18. Jahrhunderte überall vertrieb und mit Schmach überhäufte, sie schon im 19. auf's Neue sich allerwärts wieder erhoben, so daß wir zu gleicher Zeit ihre Bestattung und ihre Wiederauferstehung erleben. — Man mag sie berauben und verbannen wie man will, sie kehren überall zurück, manchmal unter andern Namen, aber stets mit ihrem ursprünglichen Geiste. — Wem es aber belieben sollte, über diesen ursprünglichen Geist höhnisch die Achseln zu zucken, mit dem wollen wir nicht rechten, sondern rathen ihm einfach, das Urtheil eines Mannes zu bedenken, der an Umfang der Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Tiefe und Schärfe des Denkens wenige seines Gleichen hat: wir meinen den großen Leibnitz. „Derjenige, sagt er, welcher die von den Mönchen geleisteten Dienste nicht kennt oder sie verkennt und verachtet, hat von der Tugend nur einen beschränkten und gemeinen Begriff und meint thörichter Weise, allen seinen Pflichten gegen Gott mit einigen herkömmlichen Uebungen ohne Eifer und Liebe Genüge zu thun." — Doch kehren wir zu unserm Thema zurück.

Rixner befand sich, wie wir oben gehört, als der entscheidende Schlag gegen sein Kloster geführt wurde, in der zu diesem gehörigen Pfarrei Michaelsbuch; dorthin zog er sich auch nach der Vertreibung seiner Mitbrüder zurück und suchte, treu seinem Lieblingsstudium, durch Lesen und Studium der Quellen und der Fortschritte der Philosophie zu einer gründlichen Erkenntniß und Beurtheilung alles dessen, was in diesem Fache jemals geleistet worden war, seine eigenen Ansichten mehr und mehr zu klären und zu befestigen.

Da fügte es sich, daß er mit einem Manne zusammentraf, dessen Urtheil damals keine geringe Geltung hatte und dessen Einfluß kein unbedeutender war. Es war dieses der Schulkommissär des nachmaligen Unterdonaukreises, Benno Michl. Dieser lernte Rixner bei einem zufälligen Besuche in Michaelsbuch kennen und war nicht gewillt, ein solches Talent und solche Kenntnisse auf einer einsamen Landpfarrei brach liegen zu lassen, sondern faßte den Entschluß, allen seinen Einfluß fortan für Rixner geltend zu machen, dem seine Bescheidenheit nie ein Hindrängen zu irgend einer Lehrstelle an einer vaterländischen Anstalt erlaubt haben würde. So kam es, daß Rixner noch im Jahre 1803 einen Ruf als Professor der Philosophie an das Lyceum zu Amberg erhielt.

„Vor meiner Abreise an den Ort meiner neuen Bestimmung, schreibt er, besuchte ich noch einmal meinen Herrn Prälaten, um Abschied zu nehmen. Ich fand ihn an beiden Seiten gelähmt und ganz unbehilflich geworden, seiner endlichen Auflösung entgegenreifend, die endlich 1807 erfolgte. Der Gram über die unheilvolle Säcularisation hatte ihm das Herz gebrochen."

Indessen wirkte Vielerlei zusammen, um Rixner die beiden ersten Jahre seines Aufenthaltes in Amberg ziemlich zu verbittern. Er selbst theilt uns darüber Folgendes mit:

„Das erste Schuljahr in Amberg verlebte ich mühsam. Ich war in der Philosophie noch mit mir selbst uneins; ich las über J. Feil's System der Philosophie als evidente Wissenschaft, fand aber bald, daß ich dabei mir und meinen Zuhörern doppelte und dreifache Arbeit mit Exponiren, Bestreiten und Befestigen gemacht hätte. Auch nöthigte man mir verschiedene Fächer und Lektionen auf, wozu ich schlechterdings weder Lust noch Neigung hatte, z. B. Oekonomie in der Physik und Algebra in der Logik; überdieß wurden mir wöchentlich 18 Stunden zugemuthet.

Freudig ergriff ich also die Gelegenheit des von Professor Kronbauer mir angebotenen Tausches nach Paßau. Das einzige erfreuliche, was der erste Aufenthalt in Amberg mir verschafft hatte, war die Bekanntschaft und der Umgang mit Dobmayer, einem Theologen und Philosophen, der aber ebenfalls mit sich selbst noch im Kampfe lag und, wie wir vermuthen, auch starb, ohne die Entscheidung gefunden zu haben.

In Paßau kam ich gerade an dem Tage an, da die Oesterreicher das Oberhaus beschoßen und des andern Tages stürmend einnahmen. Ich fand daselbst als Collegen in der Philosophie Mailinger von Benediktbeuern, damals Rektor, später Professor in München, Siber von Scheyern — einer der vertrautesten Freunde Rixners — Martin Freißeisen von Tegernsee und Josef Müller, nachmals Schulrath in Augsburg.

Zu Paßau trat ich 1808 zuerst als Schriftsteller auf mit dem Versuch einer Darstellung der von Anquetil du Perron herausgegebenen indischen All-Eins-Lehre; auch entwarf ich daselbst 1809 meinen ersten Leitfaden für theoretische Philosophie."

Es ist für die Schelling'sche Schule bemerkenswerth, daß sie sich bald in die indische Philosophie oder Mythologie versenkte; einer der ersten Schellingianer, welche diesem Gebiete ihre Aufmerksamkeit zuwandten, war eben Rixner. Gerade jenes erste Werk war es, das ihm auch noch in späterer Zeit von Seite seiner literarischen Gegner manche trübe Stunde bereitete. Einer der heftigsten Gegner der All-Eins-Lehre war unter andern besonders Atzenberger, Professor der Theologie und Rixner's Collega am Lyceum zu Amberg.

„Dießmal kann ich nicht schreiben, gerade was ihr wollt, noch wie es euch gefällt, sondern was der Ernst des Lebens zu schreiben mich drängt — so lautet der Eingang eines Briefes, den Rixner an Hortig am 21. Januar 1813 von Amberg aus schrieb. — Atzenberger hat seine Vorlesungen — stellen Sie sich einmal vor — mit einer donnernden Invektive gegen Schelling angefangen, dem er nichts geringeres, als das gräßliche Projekt zur Last legt, bei den Volksklassen zwar die rohe Vergötterung der Natur, bei den höhern Ständen hingegen den Atheismus einführen zu wollen. — Doch mag er immer, wie er denn auch täglich thut, gegen Schelling's vermeintliche Ruchlosigkeit in Invectiven sich ergehen, da der Streit, was ein Mann gelehrt habe oder nicht, im Grunde der Wissenschaft selbst doch allemal fremd bleibt. Weit fataler ist es, daß Atzenberger die All-Eins-Lehre überhaupt und in jeder Gestalt verdammt und wenigstens seiner Sprache nach das Wesen der Vernunft und die Vernunft-Wissenschaft selbst ganz zu mißkennen scheint, indem er völlig wie ein Vernunfthaßer und Vernunftschmäher redet.

Ich nun meinerseits wollte ihm hiebei von Herzen gerne einräumen, daß er vollkommen recht habe, wenn er gegen die Naseweisheit der pur allein menschlichen, von Gott getrennten Vernunft, gegen die eigentliche Vergötterung der Endlichkeit als solcher und gegen die Verwechslung des ewigen Lichtes mit dem

blassen Abglanze desselben mit Heftigkeit als pro aris et focis deklamirt: wenn er mir auch seinerseits zugestehen wollte, daß gerade die von ihm so sehr geschmähte Vernunft — wenn sie anders der Einwirkung des göttlichen Lichtes sich nicht widersetzt — von Natur aus nicht eitel Finsterniß, nicht Lügnerin und Trügerin, nicht eine Feindin Gottes und der Wahrheit, nicht bloße Scheinkünstlerin und Sophistin: sondern vielmehr gerade das geeignete, von ihm — seinem Reden nach zu urtheilen — so sehr verkannte Organ sei, dadurch der Abglanz der göttlichen Erleuchtung dem Menschen an ihm selbst und an der Natur sichtbar wird und die selbst recht eigentlich dieser Abglanz ist.

Die übrigen parziellen Mißverständnisse gegen die All-Eins-Lehre würden dann wohl von sich selbst wegfallen, als z. B. daß die In-Eins-Bildung des Endlichen und Unendlichen keine Amalgamation oder Vermischung; daß die Origination der Dinge aus Gott keine manichäische Emanation; daß die Einswerdung mit Gott nicht Confusion, sondern Harmonie sei und folglich den Unterschied nicht aufhebe, sondern nur unterordne" u. s. w.

Diese kurzen Andeutungen zeigen uns einerseits klar genug den Standpunkt, den Rixner bei Bearbeitung seines ersten der Oeffentlichkeit übergebenen philosophischen Werkes eingenommen, andererseits deckt uns die ruhige, versöhnliche, die Grenzen des Anstandes nirgends überschreitende Polemik einen der edelsten Charakterzüge Rixners auf. Jedermann nämlich, der ihn gekannt, weiß, daß Rixner stets die von den seinigen abweichenden Meinungen Anderer zu achten pflegte, wenn sie nur nicht gegen Vernunft und Sitte verstießen, und niemals war, wenn er in eine Fehde gerieth, die Herausforderung von ihm ausgegangen. Dagegen hielt er auch, wenn er veranlaßt wurde, sich über irgend einen Gegenstand zu äußern, mit seiner Ansicht nie hinter dem Berge, sondern immer und überall sprach er frei und unumwunden aus, was er nach seiner Ueberzeugung für recht und wahr hielt, selbst auf die Gefahr hin, daß er mit dieser Offenheit anstoßen werde. — Allerdings verlor er manchmal namentlich in der mündlichen Controverse die männliche Ruhe, die man sonst an ihm gewohnt war; allein, wem wäre dieses nicht schon öfters in seinem Leben begegnet? Erholte sich nämlich einer seiner Schüler über einen von ihm jüngst in seinen Vorlesungen behandelten schwierigen Gegenstand nähere Aufklärung, oder kam bei einem Besuche eines Bekannten ein wissenschaftliches Thema zur Sprache, so konnte er sich in dasselbe in der Art vertiefen, daß er alles um sich her vergaß und daher nicht selten in eine Ekstase gerieth, die Gefahr drohend hätte scheinen können; aber ein einziges scherzhaftes Wort in einem solchen Momente an ihn gerichtet, brachte ihn sogleich wieder in das gewohnte Gleichgewicht, und er konnte dann über seine übermäßige Aufregung und Heftigkeit selbst herzlich lachen. Eine solche ekstatische Ergießung scheint auch dem nachmaligen Domcapitular J. B. Weigl den Stoff zu dem nachstehenden Epigramme geboten zu haben, in welchem er auf die leidige All-Eins-Lehre in höchst praktischer und überraschender Weise Bezug nimmt:

„Ἓν καὶ πᾶν ζητεῖν θ' εὑρεῖν τε μάοντο παλαιοί,
Ἓν καὶ πᾶν εὑρεῖν σύγε, φέριστε, θέλεις.
Ἓν καὶ πᾶν ὦμεν πάντες κραδίᾳ τε νόῳ τε,
Καὶ θύσει φιλία κόσμον ἅπαντα ἵνα."

Der, an welchen es gerichtet war, verstand des Freundes Wink gar wohl und wir finden auf der Kehrseite des Blattes die Uebersetzung der Verse von seiner eigenen Hand geschrieben.

Wir haben oben Rixner bei seinem während der Bestürmung des Oberhauses durch die Oesterreicher erfolgten Einzuge in Paßau verlassen. Vollkommen zufrieden mit dem Tausche, den er, wie bemerkt, mit Prof. Kronbauer eingegangen, entwickelte er auch hier den gewöhnlichen unermüdeten Eifer in seinem Lehramte, als unvermuthet die Aufhebung des Lyceums in Paßau erfolgte. Zwar hätte Rixner auch jetzt noch als Lehrer der sogenannten philosophischen Vorbereitungsschule im Lehramte verbleiben können, allein da diese Stelle seiner Neigung durchaus nicht zusagte, zog er es vor, um temporäre Quieszenz nachzusuchen, die er auch

mit Zurückweisung auf seine Klosterpension — 400 fl. — und dem Versprechen der Wiederanstellung bei der nächsten Vakatur erhielt. Nun zog er sich in seinen Geburtsort Tegernsee zurück und lebte wieder einsam und ungestört seinen Studien.

Diese seine Muße war jedoch von kurzer Dauer; denn schon im folgenden Jahre wurde er neuerdings auf den Lehrstuhl der Philosophie nach Amberg gerufen, wo er bis zum Jahre 1834 verblieb.

„So kam ich denn, schreibt er, das zweite Mal nach Amberg — nun schon um vieles klüger geworden — und traf daselbst außer den alten Bekannten den geistlichen Rath Maurus Schenkl, Benedikt Wisnet, Gabriel Schwarz, Anselm und Josef Moritz; auch als neue mir werthe Freunde die Herren Joh. Nep. Hortig, Maurus Hagel, Josef Büchele, Joh. Bapt. Weigl — sämmtlich Benediktiner."

Kaum war nun Rixner in Amberg angekommen, so war eine seiner ersten Angelegenheiten, sich neu equipiren zu lassen. Er ging, so erzählt man sich wenigstens, zum nächsten besten Kleiderkünstler und verlangte, derselbe solle ihm Rock, Hose und Weste von hechtgrauem Tuche, das er selbst zu kaufen habe, fertigen. Der auf das Angenehmste überraschte Schneider schickte sich natürlich auf der Stelle an, die ersten vorbereitenden Schritte zur Erledigung des erhaltenen Auftrages zu thun, d. h. das Maß zu den Kleidungsstücken zu nehmen. Allein, wie war der Mann erstaunt, als Rixner seinen Versuch mit den Worten zurückwies, derselbe sei ganz und gar überflüssig; soviel Augenmaß müsse ein rechter Schneidermeister doch wohl haben, um nach dem bloßen Anschauen eine für ihn beiläufig passende Kleidung herstellen zu können. Der Schneider mache Einwendungen, doch vergebens; und so ließ Rixner ihm auch in der Folge jedesmal, wenn die Kleidung aus den Fugen zu gehen drohte, einfach sagen, er wolle neu gekleidet sein. Es ist klar, daß der seltsame Philosoph auf solche Weise in seiner äußeren Erscheinung nicht eben sehr „aptus acutis naribus horum hominum" sein konnte.

Unter der Zahl der werthen Freunde, deren Bekanntschaft Rixner bei seiner zweiten Berufung nach Amberg machte, stand Joh. Nep. Hortig, als Schriftsteller unter dem Namen Nariskus bekannt, oben an. Bezüglich des schriftstellerischen Werthes dieses Mannes verweisen wir auf das treffliche Programm des königl. Maximilians-Gymnasium zu München für das Schuljahr 1850/51, verfaßt von Dr. Johann Georg Beilhack. Am Schlusse desselben drückt der leider nun selbst dahingeschiedene, geistreiche, um die Förderung der humanistischen, wie mittelhochdeutschen Studien so sehr verdiente Verfasser sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß Nariskus so wenig bekannt, daß ihm bisher mit Unrecht die Aufnahme in unsere Literaturgeschichte versagt worden. „Selbst in Süddeutschland, für das er vielleicht die Geltung eines Lichtenberg haben könnte, ist er viel zu wenig gelesen worden und wird jetzt fast ganz vergessen." — Aus leicht begreiflichen Gründen findet sich darum auch sein Name in der Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kurz, dritte Auflage, Leipzig 1861 wohl unter den freisinnigen Kirchenhistorikern, aber nirgends ist er als Satiriker erwähnt, und so hat auch diese dickleibige Literaturgeschichte zur Realisirung des von Nariskus ausgesprochenen Wunsches in einer Beziehung wenigstens redlich das Ihrige beigetragen. Nariskus wünscht sich nämlich selber keine öftere Auflage seiner Werke, „weil sich das Ausgezeichnete nicht gemein machen dürfe; es gebe excellente Dinge, von denen ja auch keine zweite Auflage zu erwarten stehe, als: Unschuld, Jugendfreundschaft, erste Liebe und — seine Werke."

Das war der Mann, zu welchem der sonst nicht so leicht sich anschließende Rixner nach seinem eigenen Geständnisse gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihm sich mächtig hingezogen fühlte. Hortig's nie zu verwüstender Humor, seine bald feine, bald derbe Satire, mit welcher er, gleich Rixner ein abgesagter Feind aller Lüge und alles Truges, den Gebrechen seiner Zeit zu Leibe rückte, sowie die mit Rixners philosophischen Grundsätzen im Wesentlichen übereinstimmende Denkungsart, das war es, was das Band einer wahrhaft männlichen und brüderlichen Freundschaft so enge zwischen diesen beiden Männern knüpfte.

„Für Euer letztes, besonders aber für die Beilage desselben danke ich Euch von ganzem Herzen, schreibt Rixner am 8. Febr. 1812 an jenen. War sie mir doch seit langen Wochen die erste wissenschaftliche Ansprache einer lebendigen mit mir gleichdenkenden Seele! Und so hat sie mich denn auch mehr als eine ausführliche Abhandlung in meiner Ueberzeugung wunderbar gestärkt und bekräftigt.

Meine Verständigung mit Atzenberger, wenn sie ja noch möglich ist, muß ich gleichwohl Gott befehlen und der Zeit überlassen; für meinen Theil aber indessen das alte Biblische: „Pacem et veritatem diligite" üben.

Seltsam ist es, daß ich mit dem Manne, obwohl ich ihn schon seit mehreren Jahren einigermaßen kannte, so oft ich es auch seit unserm itzigen Zusammenleben versuchte, noch nie recht vertraulich werden konnte, mich ganz auszureden. Meine natürliche Leutscheue und Unbeholfenheit kann hieran nicht die eigentliche Ursache sein; denn mit Euch, den ich ja anfangs gar nicht kannte, ging's mir doch ganz anders; ich fühlte mich zur Mittheilung — Dank Eurem freundlichen Entgegenkommen — wie hingerissen."

Da Rixner hier sowohl als auch in andern vor uns liegenden Briefen öfters Anlaß nimmt, von seiner Unbeholfenheit im Verkehr mit fremden, ihm unbekannten Menschen, sowie von seinem daraus entstehenden Widerwillen gegen Besuche, Gesellschaften u. dgl. zu sprechen, oder, wie er sagt, von „seiner Leutscheue": so möge es uns gestattet sein, von dieser letztgenannten Eigenthümlichkeit ein einziges Beispiel im Vorbeigehen anzuführen.

Rixner's älteste, auf dem väterlichen Anwesen zu Tegernsee verheirathete Schwester hatte sich an ihren geistlichen Herrn Bruder in Amberg mit der Bitte um Verzichtleistung auf sein väterliches Erbe zu Gunsten ihrer Kinder gewendet. Zu gleicher Zeit ward ein guter Freund Rixner's um seine Fürsprache angegangen. Diesen nun zur Verzichtleistung auf sein Erbe zu vermögen, das wäre, da ja Geld für ihn soviel wie keinen Werth hatte, wohl ein Leichtes gewesen; aber wie ihn bewegen, daß er zu Gericht gehe und eine Urkunde ausfertigen lasse? Der Freund indessen faßt Muth und wagt den ersten Sturm. Wie er geahnt, so geschah es. Der erste Theil der Bitte fand, einige bekannte Kraftausdrücke abgerechnet, ohne weitere Schwierigkeiten die gewünschte Erledigung; kaum aber hatte Rixner vernommen, er solle jetzt auch den verwegenen Fürsprecher zu Gericht begleiten: da bemerkte dieser auch schon das sicherste Kennzeichen eines ausbrechenden Sturmes: Rixner's etwas hervorragende Unterlippe begann in zitternde Bewegung zu gerathen: „Was? Wie? Ich auf das Gericht gehen? Nein! In Ewigkeit nicht!" Erst als der betreffende, mit Rixners Eigenthümlichkeit wohl bekannte Beamte ihn versichern ließ, er werde eine Stunde bestimmen, zu welcher er ihn ganz allein auf dem Bureau würde treffen können, wobei er weiter nichts zu thun habe, als unter die schon vorher ausgefertigte Urkunde seinen Namen zu setzen, willigte Rixner in den harten Gang und schritt, resp. hinkte an der Seite des Freundes unwirsch und unter fortwährendem Murren dem Amtslokale zu.

Nur sieben Jahre war es indessen Rixner und Hortig gegönnt, in Amberg mit einander zu leben, zu lehren und ihr segenreiches Wirken zu entfalten, dann schlug die Stunde der Trennung. Hortig war auf seine Bitte der Professur enthoben worden und hatte die Pfarrei Windisch-Eschenbach erhalten nebst dem Amte eines Distrikts-Schulinspektors. Es versteht sich von selbst, daß nun zwischen beiden Freunden ein sehr lebhafter Briefwechsel stattfand, der auch später, als Hortig wieder eine Professur an der Universität in Landshut übernommen hatte und in der Folge nach München übergesiedelt war, mit gleicher Lebhaftigkeit fortgeführt wurde.

Einige ihrer gegenseitigen, in der vertraulichsten Form gemachten Mittheilungen dürften für die noch lebenden Freunde und Verehrer der beiden Männer nicht ohne einiges Interesse sein, namentlich die, welche das Gebiet der Politik in jener sturmbewegten Zeit berühren.

Kaum in Windisch-Eschenbach angekommen beeilt sich Hortig, in seiner eigenthümlichen humoristischen Weise dem verlassenen Freunde von sich Nachricht zu geben.

„In der Unordnung und Zerstreuung, worin ich gegenwärtig hause, schreibt er, bleibt mir kein ordentlicher Gedanke zu einem Briefe an Sie. Daß Sie mir fehlen, daß ich Sie liebe, fühle ich täglich, ja stündlich. Schreiben Sie mir, wenn Sie können, recht oft, die Briefe kommen sicher; denn ich schicke wöchentlich eine Estaffette zu Fuß nach Weiden.

Von meiner neuen Lage kann ich ihnen noch wenig sagen; bequem ist sie und ich empfinde, daß der Mensch auch darin ein besonderes Vergnügen findet, daß er commandiren dürfe, und das darf ich jetzt mehr, als mir lieb ist.

Ich werde versuchen, Ihnen ein andermal mit einigen Späßleins aufzuwarten, gegenwärtig bin ich zu prosaisch. Auch ist zwar hier allerdings tauglicher Stoff, aber nicht Platz zum Satirisiren; vor jedem passabeln Gedanken, den mir mein Genius noch bescheren möchte, müßte ich allemal säuberlich räuspern und verkünden: „Merkt auf, ihr Herren, und laßt Euch sagen — jetzt kommt eine Ironie, das heißt, es ist so dumm nicht gemeint, als es lautet u. s. w."

Den Schluß des Briefes bildet eine launige Schilderung des Empfanges, der dem neuen regierenden Pfarrherrn und hochansehnlichen Distrikts-Schulinspektor in Windisch-Eschenbach bereitet worden war sowohl von Seite der Geistlichkeit, die aus zwei Kaplänen und dem — Meßner bestand, alle in saubern Ueberröcken und geschmierten Stiefeln, als auch von Seite der Schulknaben und Schulmädchen mit dem Cantor an der Spitze, die in einen dreieckigen Hut zusammenlief.

Rixner war über den festlichen Empfang und ganz besonders über die gute Laune seines lieben Freundes herzlich erfreut; denn er war durchaus kein finsterer, einsilbiger Sonderling, sondern liebte im Umgange mit seinen Freunden heitern Scherz und Witz da, wo sie an der Zeit und am Platze waren; dabei bewies er gegen dieselben stets die größte Dienstgefälligkeit, die sich oft sogar auf an sich kleine und unbedeutende Wünsche erstreckte.

„Ihr stattlicher Empfang, antwortete er Hortig, in Ihrem neuen Paradiese, dem Lustgarten Gottes, den sie bearbeiten und behüten sollen, hat mich eben so sehr erfreut, als die Beschreibung desselben mich ergötzte: noch mehr, Sie haben fast den Wunsch in mir aufsteigen gemacht: „Möchtest du Krüppel dereinst doch auch mit deinem kurzen Beine zur ähnlichen Freude des Herrn einhinken! —

Die gute Laune, womit Ihr erster Brief aus Windisch-Eschenbach geschrieben scheint, läßt mich hoffen, daß Ihnen die gravitätisch beschwerliche Rolle des Hausvaters, sammt der unumschränkten Herrschergewalt, niederzureißen und aufzubauen, zu zerstören und zu pflanzen u. s. w. itzt zur Stunde noch unvergleichlich mehr Lust, als Beschwerde gewähre. Möge denn dieses Wohlbehagen perenniren, wie Wintergrün."

Noch hatte Rixner diesen Brief nicht vollendet, da kam von Windisch-Eschenbach schon die zweite und für ihn nach seinem eigenen Geständnisse sehr erfreuliche Nachricht, daß er „je eher je lieber und zwar in sehr guter Gesellschaft sollte gehenkt werden." —

„„Eine ebenso unerwartete als unverdiente Ehre, meint er; und um nur derselben sobald als möglich theilhaftig zu werden, schicke ich Ihnen hiemit alle die verlangten Schattenrisse, die Merbitzer aufgenommen und Moritz verjüngt hat zugleich mit den besten Grüßen der Zeichner sowohl als der Gezeichneten."" —

Uebrigens bilden die Briefe launigen Inhalts in der Correspondenz der beiden Freunde weitaus die Minderzahl; meistens sind in denselben sehr ernste Fragen aus dem Gebiete der Metaphysik oder aus der an den wichtigsten Ereignissen damals so reichen Tagesgeschichte, namentlich über Deutschlands künftige Regeneration besprochen.

So schreibt Rixner am 21. Februar 1814: „Fichte hat nun vollendet! Wohl ihm und wohl allen Deutschen, wenn ihre Machthaber seiner gedenken und seine Vorschläge über eine deutsche National-Erziehung beherzigen und darnach thuen wollen. Nun sind zwar die Deutschen eine freie Nation noch nicht, — wie man dieß voreilig rühmt — sie möchten es aber und könnten es wohl werden, wenn sie es nicht selbst anders verschulden. Wie? hat Fichte verständlich genug gezeigt.“ —

„Daß Gott die korsische Ruthe wegwarf gerade da, als das einfältige Werkzeug am ärgsten prahlte: „„Virtus mea haec, et non dominus““ ist ganz in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge; aber wenn nun die verzogenen liederlichen Buben und Dämchen, welche mit den Herz- und Eichel-, Gras- und Schellenkönigen spielen, ihrer augenblicklichen Emancipation sich übernehmen, dann dürfte Gott in seinem Grimme aus englischen Schiffstauen und russischen Knuten ein noch viel gewichtigeres Strafwerkzeug für die Sünder zurecht machen. —

Der Sieg wäre wohl schön, wenn nur die Sieger selbst weniger gesindelhafte Prahlerei und Bettel-Uebermuth und Niedrigkeit verriethen, wodurch sie dem itzt Besiegten, als dieser weiland Sieger war, nur zu ähnlich sich zeigen.

Meines Bedünkens kommt dieses großentheils daher, weil nun unter den Siegern viele sind, die es immer noch gerathener finden, Teufel als Verdammte zu sein; aber gerade diese würden auch am ersten wieder umsatteln, sobald sie glaubten, es mit Sicherheit thuen zu können. — Doch ein politisch Lied, ein leidig Lied; ich breche also lieber ab.“

Am 16. Juni 1814 erwiedert Rixner auf einen Brief Hortigs:

„Mit Ihrem jüngsten Schreiben, größtentheils politischen Inhalts, gings mir gerade wie Ihnen mit dem Aufsatze von Fichte in den Musen: es gefiel mir sehr; und doch konnte ich mir selbst nicht verbergen, daß mich auch wieder Manches zurückhalte und hindre, mit Ihnen ganz eines Sinnes zu sein.

Vorderhand scheint mir nur Folgendes ganz ausgemacht zu sein:

Daß alle Staaten, sowie sie gegenwärtig sind, nur noch bloße Noth-Staaten, keine idealisch vollendete Vernunft-Staaten seien; daß ein allgemeines Völkerrecht für itzt nur ein bloßes Seinsollen aber kein wirkliches Sein habe und mithin alle Friedensschlüsse und Verträge zwischen Völkern und Völkern weiter nichts als Waffenstillstände seien, die den Mächtigeren nur solange binden, als er selbst will, und die der Schwächere sich gefallen läßt, so lange er muß; daß Fichte's Vorschlag, durch ewige Bedrohung aller derjenigen, von welchen man sich selbst bedroht findet, die Schwerter der Nationen gegenseitig in der Scheide zu erhalten, theils — seinem eigenen Geständnisse nach — dennoch nicht immer zur Erhaltung eines unverbrüchlichen Friedens hinlänglich sei, theils — setze ich hinzu — für Herrscher und Völker alle Nachtheile eines immerwährenden, zwar nicht ausdrücklich erklärten, aber insgeheim nur mit desto größerem Schaden bestehenden Krieges haben müsse; daß eine Art von europäischem Staatenbund mit einer immerwährenden Bundes-Versammlung und einem höchsten Bundesgerichte, von welchem alle Differenzen theils der verbündeten Staaten untereinander, theils einer Staatsregierung mit ihren eigenen Unterthanen in höchster Instanz abgethan und entschieden werden, doch über kurz oder lang durch Faktionen unter den Verbündeten selbst, oder durch das Einverständniß der Uebermächtigen gegen alle übrigen allemal wird unnütz werden; und daß die Aussprüche desselben bald wieder nur die Mindermächtigen, nicht aber die, welche übermächtig geworden sind, verbinden würden, was, wie es scheint, durchaus nicht verhindert werden kann.

Uebrigens muß ich ihnen nur gestehen, daß ich das Gejauchze über die gerettete und nunmehr so glorreich wiederhergestellte deutsche Freiheit, während doch noch gar kein Deutschland als eine nationale Macht existirt, und, soviel ich einsehe, gar nicht einmal mehr existiren kann, zum mindesten höchst

voreilig finde. Das Prahlen und Pochen aber einer Macht, die keine ist, auf ihren Landsturm und ihren Militärstaat mit dem bettelhaften Getriebe für die Unterstützung desselben durch Mildthätigkeit kömmt mir nicht nur höchst lächerlich, sondern zugleich auch höchst ärgerlich vor.

Was sonst noch zu sagen ist, enthält die Beilage: — und ob ich gleich nicht erwarte noch prätendire, daß Sie mir durchaus recht geben werden, so hoffe ich doch ganz zuverläßig, daß eine Dissonanz in den Meinungen Ihrer Freundschaft für mich keinen Abbruch thuen werde. Leben Sie wohl!"

Aus der eben erwähnten Beilage, die den Titel führt: „Ueber Kriege und Politik" können wir wegen Beschränktheit des Raumes nur Einzelnes hervorheben.

„Daß kleine Staaten, schreibt Rixner unter andern, ex natura rei gar keine Staaten, d. h. keine selbstständige nationale Totalitäten, sondern nur völkerschaftliche Bestandtheile einer nationalen Totalität sein können, liegt am Tage. Wie es aber zu machen, daß bei der Ein- und Unterordnung das Eigenthümliche durch das Allgemeine nicht ganz verwischt, noch auch das Nationale dem Provinzialen aufgeopfert werde, sondern jenes in diesem und dieses in jenem in Eins gebildet, wie z. B. in einer lebendigen Nationalsprache die Mannigfaltigkeit der Provinzial-Dialekte unbeschadet der Einheit der Büchersprache sich erhalten möge: dazu bedarf es großer Weisheit zur Entwerfung und noch größerer Treue in der Befolgung der Constitution, für welch letztere — die Treue nämlich — wohl schwerlich eine hinreichende Garantie zu finden sein dürfte.

Wie die Deutschen überhaupt je wieder eine Nation, unter sich selbst das gleiche Interesse habend und verfolgend, werden mögen, ist abermal nicht wohl einzusehen; da Deutschland itzt offenbar in zwei große, entgegengesetzte und nur zufällig gegen einen äußern Feind verbundene Mächte getheilt ist, deren jede weit entfernt ist, auch nur in einem Rechtszwiste mit ihren eigenen Unterthanen oder mit mediatisirten, ihr unterworfenen Fürsten, am allerwenigsten aber in Differenzen mit der andern oder einer dritten souveränen Macht den Ausspruch eines gemeinschaftlichen höchsten Gerichtes über sich anzuerkennen; wiewohl eben diese Anerkennung, als noch das heilige Reich bestand, jede der mächtigeren — die sich doch selbst davon eximirten — den minder mächtigeren zumuthete."

Zum Schlusse führen wir noch eine Stelle aus einem Briefe vom 22. Okt. 1814 an, die also lautet:

„Ueber die neue politische Erscheinung kann ich mich zur Zeit noch nicht recht von Herzen freuen. — Des „Bösen" möchten wir vielleicht, wo nicht auf immer, so doch auf geraume Zeit los sein; und das ist dann freilich allerdings etwas. Aber noch sehe ich mich umsonst um nach dem Manne unter uns Deutschen, von dem eine neue Schöpfung des „Guten" zu erwarten wäre; denn noch taumeln ja Fürsten und Weise und Völker wie Trunkene; und selbst ihre Vereinigung ist zur Zeit nur noch ein Werk der bittern Noth; — sowie diese vorüber ist, wird bald der alte kleinliche Eigennutz die alte Zwietracht wieder herbeiführen, deren Zunder ja noch immer vorhanden ist."

Wer sollte diesem gegen die Außenwelt scheinbar ganz abgeschlossenen, in seine Bücher tief vergrabenen Einsiedler so helle Fernblicke in die Zustände unserer Gegenwart zutrauen? Allein zog sich auch Rixner möglichst von dem Verkehr mit der Außenwelt zurück, so geschah es doch nur, um desto ungestörter die Vorgänge in derselben beobachten zu können und vergrub er sich in seine Bücher, so that er es, um die gefundenen Schätze so nutzbringend als möglich für das Leben zu machen. Rixner gehörte allerdings zu den sogenannten Stubengelehrten, er nennt sich in seinen Briefen selbst oft den „Stubenhocker;" und gleichwie Kant nicht sieben Stunden weit über seine Vaterstadt hinauskam, so wird auch bei Rixner während seines langen Aufenthaltes in Amberg wohl dasselbe der Fall gewesen sein. Ursache davon war seine, von uns schon oben erwähnte Unbeholfenheit im Umgange mit fremden Menschen, ganz besonders aber seine Liebe zum Studium, die ihm zur zweiten Natur geworden, und in ihm jenen notorischen und in gewisser Beziehung übertriebenen Geiz mit der Zeit erzeugt hatte. Selbst die Ferien vermochten seiner rastlosen Thätigkeit keine Grenzen zu setzen.

„Euer ebenso freundliches als gütiges Erbieten, schreibt er an Pfarrer Hortig, mich in den Osterferien zu Euch hinauszuführen, schätze und erkenne ich mit vielem Danke, ob ich gleich keinen Gebrauch davon machen kann. Die wenige Zeit, die ich an den Schultagen für eigene Arbeiten übrig behalte, zwingt mich, von den Ferien einen möglichst haushälterischen Gebrauch zu machen. Auch dürfte vielleicht die Witterung noch nicht allzu frühlingsmäßig ausfallen, daß sie einen so sehr verwöhnten „Stubensitzer," wie ich bin, in's Freie hinaus zu locken vermöchte; zubem bin ich ja im Geiste oft und häufig genug an Eurer Seite, nnd es bedarf dazu nicht meiner etwas langweiligen und gewiß nicht sehr unterhaltenden leiblichen Gegenwart. — Diese aufrichtige Entschuldigung, sowie sie ernstlich gemeint ist, wollet Ihr in Güte aufnehmen." —

Ganz gewiß that das der gute Pfarrer; denn er kannte ja seinen Mann. Wie hätte es Rixner über sich gewinnen sollen, auf mehrere Tage sich von seinen Arbeiten zu trennen, er, der gewohnt war, mit den Minuten zu geizen. Ueberhaupt konnte ihn nicht leicht etwas in eine schlimmere Laune versetzen, als wenn er sich zur Unzeit gestört sah. Kam, während er in seine Studien vertieft war, irgend ein Besuch, so ließ er, da er sein Zimmer in der Regel verschlossen hielt, denselben entweder gar nicht vor, oder er gab, wenn ihn fortgesetztes Pochen endlich zum Oeffnen nöthigte, dem Besucher, wer er auch sein mochte, unverholen zu erkennen, daß es ihm unlieb sei, in diesem Augenblicke gestört zu werden. Besuchte ihn aber jemand zu einer gelegenen Zeit, — und seine Freunde und Bekannten wußten die ihm genehme Stunde wohl auszumitteln — dann war er heiter, gesprächig und zeigte an witzigen Scherzen eine herzliche Freude, besonders, wenn sie sich in das Gewand der Poesie kleideten; aber inhaltloses, alltägliches Geschwätz fertigte er mit rücksichtsloser Kürze ab.

Am besten jedoch sprechen für Rixners nimmer rastenden Fleiß sowohl als für dessen tiefes, vielseitiges Wissen seine literarischen Werke. Außer dem oben erwähnten Versuche einer neuen Darstellung der Indischen All-Eins-Lehre erschienen von ihm:

1. Darstellung des Fundamentes der All-Eins-Lehre an den Formeln der Infinitesimal-Rechnung; eine kleine Abhandlung in Ast's Journal für Wissenschaft und Kunst. Bd. I. Heft 3 und Bd. II. Heft 2.
2. Aphorismen der gesammten Philosophie, zum Gebrauche lyceistischer Vorlesungen, 2 Bde. Sulzb. 1818.
3. Handbuch der Geschichte der Philosophie. 3 Bde. Sulzb. 1822; neue Ausgabe der zweiten Auflage mit Supplement von Gumposch, 4 Bde. Sulzbach 1850.
4. Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker des 16. u. 17. Jahrhunderes. VII Hefte mit 7 Porträts. (In Verbindung mit Thadd. Siber bearbeitet.) Eb. 120—26. gr. 8.
5. Von den Wissenschaften und ihrer Lehrweise. Ein Auszug aus Fr. Bacon's von Verulam Büchern vom Wachsthume der Wissenschaften 2c. Ein Schulprogramm. Amberg 1835.
6. Recension von J. J. Fichte's Charakteristik der neuen Philosophie. Sulzbach 1829. 8.
7. Aphorismen aus der Philosophie, als Leitfaden für den ersten Unterricht der angehenden Wissenschafts-Candidaten. I. Heft, 1. und 2. Abtheilung. Regensburg 1809.
8. Weisheitssprüche und Witzreden aus Im. Kant's und andern Schriften gezogen. Amberg 1828. 8.
9. Weisheitssprüche und Witzreden aus Jean Paul. Eb. 1830. 8.
10. Ueber ein großes Paradoxon, gegen J. G. Hainer, Doktor und Professor der Theologie in Amberg (Pseudonymus Gottlieb Friedrich). 1827. 4.
11. Briefe aus und nach Abdera, gegen die Verächter der Speculation. 1831. (Anonym.) Sulzb. kl. 8.
12. Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinweisung auf ihre Ableitung, für Vernunft-, Sprach- und Geschichtsforscher. gr. 8. Eb. 1830. Auch unter dem Titel: Alphabetisches Wortregister zu J. E. Kaindl's vierbändigem Werke: „Die deutsche Sprache aus ihren Wurzeu."
13. Herzog Ernst von Bayern, eine ritterliche Mähre von Friedrich von Veldeck, mit erläuternden Anmerkungen. Amberg 1830. kl. 8.

14. Flohia, oder die Flohiade, ein kurzes Lesegedicht in Makaronischen Versen mit deutscher Uebersetzung. Eb. 1827. Zweite Auflage. Sulzbach 1831.
15. Vom Wahrsagen und Weissagen, ein Auszug aus Cicero's Briefen de divinatione, sammt einem Anhange merkwürdiger Wahr- und Weissagungen der letzten vier Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Sulzbach 1831.
16. Vom Entstehen der Gelehrten-Schule zu Amberg und den Rektoren derselben bis zur Uebernahme der Anstalt durch die Jesuiten (1555—162,6). Ein Schulprogramm. Amberg 1831.
17. Geschichte der Studienanstalt zu Amberg, ein Beitrag zur Geschichte der bayerischen gelehrten Schulen, nebst Nachträgen. gr. 8. Sulzbach 1832.
18. Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbayern, bayerisch Schwaben und Franken. 8. München bei Franz. 1835.

Außerdem finden sich noch viele andere literarische Produkte verschiedenen Inhalts, wie z. B.:

Conspectus universae Metaphysicae sive Naturae sive morum, unacum Positionibus Ethicae universalis et specialis, nec non Juris Naturae et Matheseos. R. R. Adalberto Heuschneider et Lamberto Faerber. 8. Straubing 1797. Oder: Synopsis institutionum philosophicarum. def. Ant. Sepp. Monachii 1795.

Der Erfolg der literarischen Thätigkeit Rixner's war, daß sein Name nicht nur unter den Gelehrten Bayerns, sondern auch außerhalb der Grenzen seines engeren Vaterlandes mit Achtung genannt wurde, wenn es auch nicht an solchen fehlte, wie das ja ganz natürlich ist, die seinen Ruhm zu schmälern, seine Orthodoxie zu verdächtigen suchten. Dagegen war es insbesonders Hegel, der über Rixner's Hauptwerk: „Geschichte der Philosophie," das günstigste Urtheil fällte und demselben in Heidelberg, ja selbst in der „Metropole der Intelligenz," in Berlin Eingang verschaffte, wo darüber gelesen wurde.

Noch mehr! im Jahre 1824 ließ der geniale preußische Minister Frhr. v. Stein durch Hrn. Bischof Sailer dem Gelehrten aus Böotien sogar eine Lehrstelle an der Universität zu Breslau antragen, die er aber selbstverständlich ausschlug; die philosophische Fakultät zu München sandte ihm das Diplom des Doktorgrades tax- und siegelfrei und die Akademie der Wissenschaften nahm ihn unter die Zahl ihrer correspondirenden Mitglieder auf.

Mögen Rixner's Leistungen durch den Fortschritt der Wissenschaften immerhin überholt sein: das unterliegt keinem Zweifel, daß er einer der tüchtigsten Gelehrten gewesen und für seine Zeit Großes, Anerkennenswerthes geleistet habe.

Unter seine literarischen Gegner sind außer Atzenberger besonders Salat, Reinhold und Wirth von Dillingen zu rechnen.

In Betreff des Zweiten schrieb er an Hortig, als er ihm den II. und III. Band der zweiten Auflage seiner Geschichte der Philosophie übersendete:

„Was Salat über mich urtheilen mag mündlich oder schriftlich, kümmert mich nicht im geringsten, habe ich doch auch ein dreifaches Lob in der Isis: 1) für meine gesammelten Weisheitssprüche und Witzreden Haman's und Kant's; 2) für den ersten Theil meiner Geschichte und 3) für meinen Paracelsus aufzuweisen, wenn es ja auf Autoritäten und Zeugnisse von außen ankömmt, um zu entscheiden, ob ein Buch etwas tauge oder nicht."

„Wirth von Dillingen, erzäht er in seiner Autobiographie, schrieb im Jahre 1829 ein Programm gegen mich, worin er mir Irreligiosität ganz ohne Grund vorwirft; fand aber wenig Beifall und erregte nicht die mindeste Sensation."

Fast möchte es uns bedünken, als passe auf Rixner's literarische Gegner, was einst Schiller von Kant — mit welchem Rechte lassen wir dahingestellt sein — und dessen Auslegern gesagt:

„Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun."

Mag indessen Rixner der Strömung seiner Zeit immerhin weiter gefolgt sein, als der ängstlichen Orthodoxie lieb war: den Vorwurf der Irreligiosität verdient er gleichwohl nicht, und zwar darum nicht, weil sein Wissensdrang stets von der lautersten Absicht beseelt war, und weil er bei aller Begeisterung für die Vernunftforschung doch der kindlichen Glaubensdemuth nicht ermangelte.

Sehend, wie Philosophie und Philologie, wie Geschichte, Kritik, Exegese und Naturwissenschaft, wie alles und jedes als Waffe gegen das Christenthum gebraucht wurde, glaubte er, daß es auch für die Theologie an der Zeit wäre, vorwärts zu bringen, nicht scheu rückwärts zu weichen, oder mit bloßen frommen Redensarten den Sturm zu beschwichtigen, sondern die Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Darum forderte er zunächst und zuerst von denen, welche berufen sind, ihr Licht vor Andern leuchten zu lassen und als weise Hausväter nova et vetera aus reichem Schatze hervorzuholen, daß sie sich „nicht etwa hinter der sogenannten ratio pigra zu verstecken suchen und sich mit dunklen Gefühlen statt klaren Einsichten zufrieden stellen." „Ich kann, sagt er in einem Briefe an Hortig, ein bloßes instinktartiges Glauben, sowenig als ein halbes, unvollendetes Wissen einer Vernunft, die nur erst ahnt und fühlt, aber noch nicht über sich selbst zu Verstande gekommen ist, d. h. sich selbst noch nicht vollkommen klar und durchsichtig geworden ist, nicht allzuhoch im Werthe anschlagen, besonders bei denjenigen nicht, die Standes und Berufes halber bestimmt sind, Andere zur Wissenschaft zu führen."

Gleichwohl versichert er seinen Freund, dem er stets sein ganzes Herz zu erschließen pflegte, mit seiner gewöhnlichen offenen Treuherzigkeit, daß er sich der Demuth des Glaubens gewiß nicht schäme, und ebensosehr wie jener überzeugt sei, „daß der größte und tiefsinnigste Philosoph nicht mehr noch auch etwas Besseres wissen könne, als was ein frommer, gottseliger Mann eben auch weiß, und daß es jener, wenn es gut geht, nur etwas gründlicher nachweisen und in deutlichere Begriffe vertheilen möchte."

Und sollte auch der christliche Forscher durch dieses gründliche Nachweisen weiter gar nichts erreichen, als daß den Feinden des Christenthumes dieses fortan nur noch als Aergerniß, nicht aber als Thorheit erschiene: wahrlich er hätte der Sache der Wahrheit einen großen Dienst geleistet! Nur möge er dabei nie vergessen, daß die christliche Philosophie immer und allzeit ihren eigentlichen Halt im Glauben habe und denselben nicht entbehren könne. Daß man aber hierauf leicht vergessen kann und dann Glaubenssätze mit Vernunfttheorien verwechselt und vermengt, Irrthümer mit Gründen der bloßen Vernunft widerlegt zu haben glaubt, die doch in Wahrheit aus der Offenbarung geschöpft sind und so sich zum übergroßen Preise der Macht der Vernunft hinreißen läßt: davon liefert auch Rixner, der geübte Denker und tiefe Kenner der ganzen Geschichte der Philosophie, einen klaren Beweis. Es ist diese seine innere Unklarheit an ihm um so auffallender, als er einerseits in einem seiner Briefe klar und unumwunden erklärt, „es sei unläugbar, daß die sich selbst überlassene Vernunft ohne unmittelbare positive Offenbarung nimmermehr alle die hohen Geheimnisse der göttlichen Wesenheit zu entdecken oder zu erkennen vermocht hätte," und anderseits doch dem Glauben huldigt, man könne die Schäden der Philosophie mit der Philosophie schlechthin heilen, wie den Biß des Scorpions mit dem zerquetschten Thiere.

In der Geschichte seiner Philosophie nämlich kehrt häufig die Behauptung wieder, daß die Irrthümer der Denker aus Mangel an Vollendung der Speculation herrühren. Demnach müßten, sobald diese ihre letzten Höhen erreicht hätte, alle Irrthümer des Menschengeistes verschwinden, die nur in den untern Regionen des Denkens walten, wie Nebel und Wolken nur die mittlern Höhen der Gebirge umlagern, deren Gipfel aber im Sonnenscheine erglänzen.

Trotzdem antwortet Rixner dort, wo er sich mit Hume's[1]) Skepsis befaßt (Gesch. der Philosophie, 3. Bd. S. 255), auf dessen Einwürfe gegen die Unsterblichkeit der Seele in folgender Weise: „Nicht aus der

1) Histor.-polit. Blätter. 1811, 8. Bd. S. 581 ff.

Analogie mit der sinnlichen und thierischen Natur beweist die wahre Philosophie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, sondern aus dem ihr eigenthümlichen Vorzuge ein lebendiges Ebenbild Gottes zu sein und aus der Ewigkeit der Bestimmung nicht nur der gesammten Gattung, sondern auch jedes Individuums als solches, weil jedes eine besondere göttliche Idee ausdrückt, und deßwegen der Ewigkeit angehört."

Es wäre sehr wünschenswerth, daß Rixner uns gesagt hätte, aus welchem philosophischen Systeme er den Satz genommen habe, daß die Seele ein lebendiges Ebenbild Gottes und für die Ewigkeit bestimmt sei? Aus dem philosophischen Grunde, den er hinzufügt, daß jede Seele eine besondere göttliche Idee ausdrücke, könnte man füglich die Ewigkeit aller Individuen der Thier- und Pflanzenwelt beweisen; denn auch diese sind Ausdrücke göttlicher Ideen, auch sie haben keine andern Vorbilder.

Von den religiösen Wahrheiten sagt Rixner: „Die Grundwahrheiten der Religion sind nie einem vernünftigen Zweifel unterworfen, sondern unmittelbar jedem Gebildeten gewiß und einleuchtend, wie das Licht der Vernunft selbst."

Ohne Zweifel, wenn der Verfasser unter dem Gebildeten den christlich Gebildeten oder gläubigen Christen versteht; denn daß die christlichen Wahrheiten so einleuchtend seien, wie das Licht der Vernunft selbst, ist eine Behauptung, der die ganze Geschichte der Philosophie widerspricht. Solcher Belege könnten wir noch mehrere anführen, allein schon dieses Wenige wird hinreichen, um den genügenden Beweis zu liefern, wie leicht eine solche Verwechslung von Glaubenssätzen mit Vernunfttheorien auch bei einem noch so geübten christlichen Denker möglich sei. Das Schlimme dabei ist nur, daß ungläubige Philosophen dann ihren Spott mit derlei Argumenten treiben und das ungeschickte Benehmen katholischer Philosophen verlachen, als ob sie nicht den Muth hätten, auch ihnen gegenüber ihren Glauben frei auszusprechen, sondern sich die Miene des Philosophen und Selbstdenkers geben wollten [1]).

Trotz des Gerügten aber wird kein Kenner und aufrichtiger Freund der Wahrheit in Abrede stellen, daß Rixners Geschichte der Philosophie unter den gediegensten und verdienstvollsten Werken seiner Zeit einen ehrenvollen Rang behaupte.

Bereits in dem hohen Alter von 69 Jahren stehend, edirte Rixner noch seine Geschichte der Philosophie in Altbayern &c. Allein während er in der Vorrede zu diesem Werke selber sagt, es sei nicht unnütz, in den abgelebten und verschollenen Lehrgebäuden nach den unvergänglichen und bleibenden Erkenntnissen zu forschen, die sie aussprechen und erweisen, wobei einem sinnigen und bedachtsamen Leser unter der Menge von unnützen Subtilitäten und Distinktionen mancher genialer Gedanke, manch gründliches Urtheil und manche helle Einsicht begegne, die werth ist und verdient, aus längst vergessenen Büchern ausgezogen und neuerdings an's Licht gefördert zu werden: — besteht sein Buch doch eigentlich nur aus einer dürren und dürftigen Aufzählung von Professoren und Schriftstellern nebst kurzer, aber bei weitem nicht vollständiger Angabe ihrer Schriften, welcher nur selten eine Bemerkung oder Hinweisung auf die in diesen Schriften eingeschlagene Richtung beigefügt ist, so daß dieses sein letztes Werk wohl den Titel: Literatur-Notizen über die Philosophie in Altbayern, nicht aber den einer Geschichte der Philosophie verdient [2]).

Außer den bereits angeführten Werken finden sich auch noch werthvolle Handschriften für Geschichte der Philosophie und für die Geschichte der deutschen Sprache, welch letztere er in den letzten zwei Jahren seines Lebens mit besonderer Vorliebe bearbeitet hatte, in seinem Nachlasse.

Traurend sahen wir Rixner im Jahre 1803 aus seinem Mutterkloster Metten scheiden:

„Die Formen mögen wechseln und vergeh'n,
Indem das Leben stets nach Neuem ringt;
Unsterblich sind Gefühle und Idee'n
Des Ewigen, die keine Zeit bezwingt:"

1) Histor.-polit. Blätter. 1841, 8. Bd. S. 583.
2) Münchner gelehrte Anzeigen. 1836. Nr. 12 und 13.

Das waren, wie wir gehört, seine letzten Abschieds-Worte, mit denen er sein Lebewohl dem altehrwürdigen, damals zur Einöde verwandelten Stifte zugerufen hatte. Doch die Zeit der Stürme, des Niederreißens und Zerstörens sie war vorübergegangen, und allgemach begannen die Fürsten und Völker zu ernüchtern; es wollte der Morgen einer bessern Zukunft dämmern. — König Ludwig I. hatte den Thron bestiegen und bald machte sich in den höhern Kreisen ein Umschlag der Grundsätze bemerkbar. Da nahte eines Tages der edelsinnige Gutsherr von Offenberg, Hr. v. Pronath, vertrauensvoll seinem königlichen Herrn mit dem Anerbieten, er wolle im Falle der Wiedererrichtung des Stiftes Metten, das im Jahre 1810 durch Kauf an ihn übergegangen war, das Conventgebäude unentgeltlich abtreten. Das edle Anerbieten, das auch von dem damaligen Weihbischofe und Coadjutor Sailer auf's wärmste unterstützt wurde, hatte sich des Allerhöchsten Beifalls zu erfreuen, und so kam es, daß im Jahre 1826 an Rixner sowohl, als auch an alle in der Diöcese Regensburg noch lebenden ehemaligen Religiosen von Seite des bischöflichen Ordinariates die Anfrage gerichtet wurde, ob sie im Falle einer Restauration des Klosters Metten wohl Lust hätten, in dasselbe zurückzukehren. Rixner gab, wie das wohl leicht vorauszusehen war, wegen seines hohen Alters und seiner bereits immer mehr und mehr wankenden Gesundheit eine verneinende Antwort. Dazu kam noch, daß die dem Unternehmen im Wege stehenden großen Schwierigkeiten und Hindernisse nicht das mindeste Vertrauen auf eine gedeihliche Entwickelung und einen längeren Bestand desselben zu erwecken im Stande waren.

Einzige zwei alte ehrwürdige Ordensmänner, Ildefons Nebauer und Roman Raith, hatten am 31. März 1830 das Klostergebäude von Metten wieder bezogen und mit Armuth und Noth das heilige Werk begonnen und mehr als einmal drohte die neue Pflanzung wieder zu verwelken. In dieser Periode des Kampfes um Sein oder Nichtsein wandte sich Nebauer wiederholt an Rixner, um ihn durch Aufwand aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit zum Eintritte zu bewegen. Rixners Liebe zum Lehrfache kennend, meinte er des Erfolges sicher zu sein, wenn er ihm die Leitung des Unterrichtes der etwa mit der Zeit eintretenden jungen Religiosen anbieten würde. Darauf antwortete Rixner:

„Das ist nun die zweite Einladung, die ich zur Rückkehr nach dem von mir selbst einst gewählten Kloster erhalte, das aber gegenwärtig ebenso wenig dasselbe ist, als ich nunmehr das bin, was ich damals war.

Was ich also auf die erste Einladung erwiederte, das muß ich auch auf die zweite wiederholen. Das Etablissement scheint mir nicht hinlänglich solid gegründet, daß es auf die Dauer bestehen könnte.

Ich selbst bin nun alt geworden, stehe im 66. Jahre meines Lebens und bin folglich für das Leben in einer Communität, wo man Niemanden etwas Besonderes gestatten kann, noch soll, wenig mehr tauglich und überdieß der Professur, die ich nun seit 1790 fast ununterbrochen ausübte, herzlich müde, weßwegen ich denn auch schon zwei sehr ehrende Anträge einer Anstellung an einer Universität abgelehnt habe. Wie sollte ich mich also jetzt neuerdings dem Lehrgeschäfte unter noch beschwerlicheren Formen in einem Kloster unterziehen? —

Vielmehr wünsche ich, und diese Begünstigung glaube ich auch verdient zu haben, wo nicht eher, so doch nach vollendetem 70. Lebensjahre meine letzten Tage in freier Muße in einer Stadt zu verleben, wo mir nicht etwa nur wie in einem einsamen Kloster auf dem Lande ein alter, dürftiger und vielfach mangelhafter Bücher-Rest, sondern auch literarische Neuigkeiten zu meinen Arbeiten wie zu meiner Unterhaltung zu Gebote stehen.

Endlich weiß ich auch nicht, wie meine Denkweise und Grundsätze, die Ihnen bekannt sind, mit denen der beiden Klostervorstände übereinstimmen möchten. Mit seinen nächsten Lebensgefährten aber in wesentlichen Ansichten nicht einig zu sein, sondern in Seelen- und Gedankenzwiespalt zu leben, ist, auf's gelindeste gesagt, wenigstens nicht wünschenswerth. — Hat man doch erst neulich meine Orthodoxie verdächtigen wollen, und ich sollte nun gleichwohl wieder der Mann sein, dem man unbedenklich den Unter-

richt und die wissenschaftliche Bildung der jungen Kleriker im Kloster, — spem futuram imperii, — anvertrauen dürfte! — Wie, wenn sich über kurz oder lang das nämliche Geschrei erheben sollte?" —

So sehr auch Rixner überzeugt war, daß das Ordenswesen in katholischen Ländern sich nie auf die Dauer werde erdrücken und ersticken lassen, so war ihm doch zunächst die Form, in welcher man den Benediktinerorden in Bayern wieder in's Leben zurückzurufen suchte, anstößig und ließ ihn kein frohes, lebensfähiges Aufblühen desselben erwarten. Er seinerseits wünschte, wie er dieses öfters Hortig gegenüber äußerte, daß man mit Belassung des dem Orden Eigenthümlichen sich die trefflichen Institutionen der Jesuiten zum Vorbilde nehmen und namentlich dem Orden nach außen hin keine andern Zwecke zuweisen möchte, als den der Pflege und Wissenschaft und der Bildung der studierenden Jugend.

„Von der Wiederherstellung der Benediktinerklöster, schreibt er, erwarte ich nach dem Prognostikon des dem Namen nach wiederhergestellten Schottenklosters in Regensburg wenig Gedeihliches, wenn sie in der alten und noch weniger, wenn sie zwar in der neuen, aber gleich anfangs viel zu verkrüppelten, zu ärmlichen und für tüchtige Candidaten zu wenig einladenden Gestaltung wieder aufleben. — „Besonders möchten zwei- oder dreierlei incompatibile Zwecke, die ein und dasselbe Institut zugleich erfüllen soll, verursachen, daß gerade gar nichts Vollkommenes bei dem besten Willen erreicht werden möchte."

„Ich weiß nicht, schreibt er ein anders Mal, wie es itzt in Metten steht; außer dem nicht gar Tröstlichen, das Sie mir neulich schrieben, habe ich noch keinen Laut gehört. — Viel Gedeihliches habe ich auch da nie erwartet und sehe auch nicht ein, woher es ohne „Wunderwerk" kommen sollte." —

Nun, dieses Wunderwerk, wenn es diesen Namen verdient, es scheint gleichwohl trotz des ärmlichen Anfanges, trotz der vielen im Wege stehenden Hindernisse und Schwierigkeiten zu Stande kommen zu wollen. Abgesehen von dem Segen Desjenigen, von welchem allein alles Gedeihen kömmt, verdankt Metten seinen von Rixner nie geahnten, raschen Aufschwung ganz besonders der hochherzigen Munificenz Sr. Maj. des Königs Ludwig I., sodann der wahrhaft väterlichen Fürsorge der hochseligen Bischöfe Regensburgs Franz Xaver und Valentin, sowie nicht minder der energischen und umsichtigen Führung des vom seligen Utto ererbten Hirtenstabes in der Hand des ersten Abtes des neu aufblühenden Stiftes, Gregor I., nunmehrigen Erzbischofes von München-Freising. — So kam es, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Name des Stiftes nicht nur in allen Gauen des engern Vaterlandes und darüber hinaus, sondern auch bereits in Schweden, Schottland und Nordamerika einen guten Klang bekommen. Daher zweifeln wir auch keinen Augenblick, daß Rixner jetzt unbedenklich zurückkehren würde, da er gegenwärtig alles dasjenige fände, was er in einem seiner Briefe an Rebauer von einem Kloster forderte, in welches er gerne wieder eintreten würde. „Ich wünschte," sagt er:

„Eine passende Regel, vernünftig und frei,
Eine Anzahl der Brüder, die tüchtig sei;
Im Innern Lieb, Fried und Treu,
Weisheit und Frömmigkeit dabei!" —

Auch an literarischen Novitäten und den zu seinen Arbeiten und zu seiner Erholung nöthigen Büchern würde es ihm jetzt nicht mehr fehlen, da einerseits das „einsame Kloster auf dem Lande" nun durch die Ostbahn bis auf eine Entfernung von wenigen Stunden den literarischen Schätzen Münchens nahe gerückt ist, andererseits selbst wieder eine ziemlich reiche und schöne Bibliothek besitzt, deren innern Werth der gegenwärtige, wissenschaftliche Strebungen auf die liberalste Weise fördernde Hochwürdige Herr Abt Utto durch Anschaffung hervorragender Erscheinungen auf dem weiten Felde der Literatur stets zu erhöhen sich angelegen sein läßt.

Schon oben haben wir Rixner gelegenheitlich äußern gehört, daß er bereits seiner Professur herzlich müde sei; gleichwohl behielt er dieselbe noch bis zu dem Jahre 1834 bei. Nun aber bestimmten ihn die Schwäche seiner durch unausgesetztes Studium geschädigten Augen, Gebrechlichkeit seines ganzen Körpers

und der Unmuth über das fortwährende Experimentiren mit den Lehrplänen, endlich der Lehrstelle zu entsagen und sich zu seinem Freunde Siber in München zurückzuziehen.

Was den letztern Punkt betrifft, so hatte er sich übrigens darüber schon in einem Briefe vom Jahre 1813 gegen Hortig in folgender Weise ausgesprochen: „So eben erhalten wir hier einen neuen Schulplan für das Gymnasium. Das Merkwürdigste darin ist, daß künftighin alle Skriptionen nur Hausaufgaben sein und in der Schule selbst auf die Ausarbeitung eines Pensums nicht mehr Zeit verwendet werden dürfe, als für das Diktiren der Aufgabe erforderlich ist. Nur einmal während des Monats soll ein Tag zur Schulskription verwendet werden über alles das, was von einer Skription bis zur andern vorgetragen wurde u. s. w.

Den Lehrplan für das Lyceum, der bis jetzt nur erst angekündigt ist, haben wir noch zu erwarten. Ich hoffe nach diesem vorläufigen Spezimen eben nicht viel Gutes; doch ist mein Entschluß schon jetzt gefaßt, mich wenig an das zu kehren, was derselbe etwa gegen meine Ueberzeugung zum Nachtheile der Wissenschaft und ihres möglichen Gedeihens enthalten dürfte. — Mag man mich dann fortschicken, desto besser; habe ich doch des unersprießlichen Schulhaltens, das bei allen diesen Aenderungen immer noch unersprießlicher wird, ohnehin schon von Herzen satt." —

An den Lyceen wünschte ich keine wesentliche Veränderung; sint ut sunt aut omnino non sint! —

Uebrigens bin ich des Lehrens herzlich müde, besonders da die fähigen Candibaten bei steigender Anzahl mit jedem Jahre weniger werden; eine Folge der Vielthuerei des Gymnasiums, die noch immer im Steigen ist."

Was den letzten Punkt betrifft, den Rixner als eine der Ursachen bezeichnet, die ihm sein Lehramt am Abende seines Lebens verleideten, so können wir nicht vollständig damit einverstanden sein. Gerade in dem letzten Jahre seiner Lehrthätigkeit zählte Rixner noch viele sehr befähigte Candidaten unter seinen Schülern, die bis zur Stunde dem Staate und der Kirche ausgezeichnete Dienste leisten, deren Bescheidenheit es uns jedoch verbietet, sie namentlich anzuführen. Damit aber, daß Ueberbürdung der jugendlichen Kräfte stets das Gegentheil von dem zur Folge habe, was man zu erreichen sucht, wird jeder Vernünftige einverstanden sein. Ein preußischer Lehrer, der im Jahre 1855 mit Alexander von Humboldt (Humboldt-Buch. Berlin 1859. 2. Abth. S. 110—114) im königlichen Schlosse zu Potsdam zusammentraf, erzählt in Bezug auf das eben Angezogene Folgendes:

„Im Spätsommer 1845 führten mich literarische Zwecke nach Berlin und Potsdam. Im k. Schlosse zu Potsdam traf ich mit dem greisen Gelehrten zusammen. Mit Wärme sprach er von einer Jugenderinnerung, von seiner Reise nach Ansbach zur Uebernahme seines ersten öffentlichen Berufes, auf der er einen Theil meines Heimathlandes berührte, dessen anmuthige Gegenden ihm noch in guter Erinnerung waren."

Im fernern Verlaufe des Gespräches kam er aus einem besondern Anlaß auf einen Schüler zu reden, der damals ein Berliner Gymnasium besuchte. „Der arme Bursche, sagte er, wird nach der von unserm leidigen Zeitgeiste gebotenen Weise mit Unterrichtsgegenständen überfüllt und in Folge davon so arg geschunden, daß ich gerechte Besorgnisse für den glücklichen Erfolg seiner geistigen Entwicklung habe.

Ich habe schon mehrfach diese meine Besorgnisse geäußert, allein man antwortete mir immer, ich sei kein Lehrer und verstehe das nicht genau genug. Sie sind nun Lehrer und theilen gewiß mit mir die Ansicht, daß die jetzt beliebte Richtung einer geistigen Ueberfütterung, bei der man das non multa sed multum ganz aus den Augen verliert, eine durchaus verwerfliche sei.

Es liegt mir viel daran, daß einmal etwas tüchtiges aus dem jungen Menschen wird. Bei unserer jetzigen Beschulungsweise aber ist das kaum möglich; die geistige Selbstständigkeit und eine gediegene Ausprägung des Charakters wird fast unmöglich gemacht.

4

Ich habe schon oft die Klage gehört, daß man unter unsern Beamten zwar viele tüchtige Arbeiter, aber sehr wenige durch Charaktertüchtigkeit imponirende Persönlichkeiten finde, wie sie zur Leitung der einzelnen Geschäftskreise unumgänglich nothwendig sind.

Sehr richtig ist es, was ich einmal, ich weiß nicht mehr wo, gelesen habe, daß unsere jetzige Schulbildung einem Prokrustesbette gleich sei. Was zu lang ist, wird abgeschnitten und das zu kurz Scheinende so lange gedehnt, bis es die jetzt beliebte Mittelmäßigkeit erlangt hat. Dabei verkommen die jungen Leute leiblich und geistig.

Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber sie war naturhafter, sie machte eine selbstständige Entwicklung des Geistes möglich. Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so viel wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat doch noch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen."

„Von dem weitern um pädagogische Gegenstände sich drehenden Gespräche hebe ich nur einen Punkt hervor; es handelte sich in demselben um eine Vergleichung der leiblichen und geistigen Ernährung des Menschen, und ich erinnere mich noch etwa folgender Hauptgedanken, die der gelehrte Forscher nicht ohne Beimischung von Humor zur Sprache brachte."

„„Wie die leiblichen Nahrungsmittel dem Magen übergeben werden, der sie, die nährenden Stoffe ausscheidend, zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verarbeitet, so sind die Unterrichtsstoffe geistige Nahrungsmittel, durch welche des Geistes Bildung und Wachsthum gefördert werden soll.

Der gute Erfolg hängt dort wie hier ab von einer zweckmäßigen Auswahl der Nahrungsmittel und von der Mäßigkeit und Ordnung im Genusse. Wenn man dem Magen zu vielerlei bietet, namentlich Speisen, die keine nährenden Stoffe enthalten, wenn man ihn überladet, so wird nicht nur der Zweck verfehlt, sondern die Organe selbst werden geschwächt und zerstört.

Wie im Leiblichen, so auch im Geistigen. Und wie sehr wird in dieser Beziehung in geistiger Hinsicht bei uns gefehlt. Man bietet der Jugend manche geistige Speisen, die fast gar keinen Nahrungsstoff enthalten. Man bietet ihr zu vielerlei durcheinander, man überladet sie. Daß der leibliche Magen viel vertragen lernt, das beweisen besonders die Ottomaken, welche während der Regenzeit aus Mangel an andern Lebensmitteln Erde verzehren und verdauen. Doch muß bemerkt werden, daß die fette Thonerde, welche sie essen, immer noch mehr leibliche Nahrungsstoffe enthält, als einzelne Lehrgegenstände, die man dem geistigen Magen der Jugend jetzt zumuthet, und die man, um die geistige Verdauung zu fördern, mit allerlei pikanten Beimischungen würzt und dadurch die Organe zwar für den Augenblick reizt, aber immer zugleich noch mehr schwächt und verdirbt. Auch der geistige Magen des Menschen kann viel vertragen; aber zu dem, was man jetzt hie und da der Jugend zumuthet, gehört mehr, als ein Straußenmagen."" —

„Ich wandte — unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, eine schlechte Sache nicht vertreten zu wollen — bescheiden ein, daß in Betreff des einen erwähnten Punktes über das „Vielerlei" die glänzenden Diners, welche doch ganz leiblich zu bekommen pflegten, in Beziehung auf die leibliche Ernährung das Gegentheil zu beweisen schienen.

„„Darauf erwiedere ich Ihnen, sagte der Verfasser des Cosmos, daß erstens dazu unsere vornehmen, abgehärteten Magen gehören. Setzen Sie alle Tage einen kräftigen Mann von den Rothhäuten Amerikas, mit denen ich oft ihr frugales Mahl getheilt habe, an so eine reich besetzte Tafel; er wird in Kürze todt sein. Unsere hoch gebildeten Magen gewöhnen sich sogar an das stärkste Gift, warum nicht auch an lucullische Mahle. Dann muß aber auch noch bemerkt werden, daß unsere kunstgerechten Diners von einem erfahrenen und umsichtigen Koch geleitet werden, der, wie das Antonius Anthus so meisterhaft in seiner Eßkunst dargethan hat, die Speisen immer so auf einander folgen läßt, daß eine der andern bei der Ver-

bauung gleichsam zu Hilfe kommt, weßhalb es auch unumgänglich nöthig erscheint, daß ein guter Küchenkünstler eingehende Studien in der Chemie gemacht habe.

Bei unserer geistigen Kochkunst aber gilt das Sprüchwort: Viele Köche verderben den Brei. Jeder der Herren hat sein bestimmtes Fach; in diesem jeden seiner Schüler zum Virtuosen heranzubilden, hält er für seine heiligste Pflicht. Er thut dabei, unbekümmert um die andern, ganz so, als ob der Schüler nur da sei, um in diesem Gegenstande Meister zu werden.

Der sogenannte gute Kopf hält das nun wohl aus; er pfropft seinen Geist voll auf Kosten seiner Herzens- und Charakterbildung. Er wird stolz und aufgeblasen von seinem Wissensdunst und meist ganz unpraktisch zum Berufe des gewöhnlichen Lebens. Dem Mittelmäßigen wird von alledem so dumm, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Statt klüger, wird er mit jedem Tage dümmer.

Man könnte diese Art der Bildung, wenn man ein etwas unedleres Bild gebrauchen wollte, mit: — dem Nudeln der Gänse vergleichen. — Es setzt sich bloß Fett an, aber kein gutes gesundes Fleisch. An Wachsthum ist nicht zu denken. — Eine mit sich selbst abgeschlossene Zufriedenheit, ein naseweises Aburtheilen über Alles, das sind in Folge hievon Hauptzüge unserer Jugend.

Alle geistige Frische, die zu einem erfolgreichen Universitäts-Studium durchaus erforderlich ist, geht verloren. Die jugendlichen Geister sind jetzt die Knospen, die man im heißen Wasser abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Keim- und Triebkraft, die ihnen ja in dem brodelnden Hexenkessel moderner Erziehungskunst verloren gegangen. Viele von meinen Freunden unter den akademischen Lehrern haben darüber mir gegenüber schon bittere Klagen erhoben. Ich habe in Folge davon mehrfache Gelegenheit genommen, mit hochgestellten und einflußreichen Männern, die auf Abhilfe hätten hinwirken können, zu sprechen; alle waren mit mir einverstanden, aber doch ist zur Abhilfe noch nichts geschehen, und es bestätigt sich hier wieder, was ich einmal irgendwo gelesen zu haben mich erinnere: In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuschaffen; nämlich eins, um sie einzusehen, das andere aber, um sie zu beseitigen.""

So Alexander von Humboldt, citirt in der Schrift: die Schwächung der Generation durch die moderne Treibhauszucht. Falidor. 2. Auflage. Berlin 1861. Doch kehren wir zu Rixner zurück.

Das Jahr 1834 hatte ihm, wie wir oben gesehen, endlich die erwünschte Muße gebracht, und ihn zu seinem Freunde Siber nach München geführt. Sein sehnlichster Wunsch war erfüllt; er gehörte nun einmal sich selbst ganz und ungetheilt an und so benützte er denn selbst noch den späten Abend seines Lebens zu unausgesetztem Forschen und — Lernen, und wir sehen den väterlichen Freund und Lehrer so vieler Hunderte von Schülern nun selbst wieder als einen der eifrigsten Zuhörer im Colleg mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu den Füßen Schellings sitzen.

Einmal erzählte Rixner beim Beginne der Vorlesung seinen Candidaten in Amberg, so eben habe auf der Stiege des Seminargebäudes einen Mann der Schlag getroffen und er sei sogleich todt geblieben. „Das ist, fuhr er fort, für den, der zum Sterben vorbereitet ist, ein überaus glücklicher Tod; denn es wäre etwas ganz Entsetzliches, vor dem Tode wochen- oder gar monatelang im Bette liegen zu müssen, ohne mehr etwas denken, etwas studieren zu können." Das ist nun allerdings eine Sache, die nicht nach Jedermanns Geschmack sein möchte; allein nach Rixners Geschmack war sie, und was er sich gewünscht, das wurde ihm auch wirklich zu Theil; ein Nervenschlag führte, nachdem er ein Alter von 72 Jahren erreicht, am 10. Febr. 1838 plötzlich und augenblicklich das Ende seines Lebens herbei.

Rixner gehörte in Bezug auf das gesellschaftliche Leben allerdings zu den Sonderlingen, und die spitzen Zungen in Amberg hatten so Unrecht nicht, wenn sie ihm den Beinamen Diogenes II. gaben. Wenn

er auch die Bedürfnißlosigkeit nicht bis zu dem Grade verfolgte, wie Diogenes I., so war gleichwohl einer seiner obersten Grundsätze der, es sei die Pflicht des Menschen, seine Bedürfnisse auf das möglichst kleinste Maaß zu beschränken. So lehrte, so handelte er, so daß selbst seine ganze äußere Erscheinung der treue Spiegel dieses seines Grundsatzes war.

Wer Rixner, ohne ihn zu kennen, in den schattigen Gängen der Amberger Allee, wo er sich an sonnigen Tagen manchmal auf kurze Zeit erging, begegnete, mochte sich fast versucht fühlen, ihn unter jene Gattung von Leuten zu rechnen, welche die Lustwandelnden, wenn es gerade angeht, um ein Almosen ansprechen. So einfach oder richtiger so ärmlich war er ausstaffirt.

Nach Schnitt und Farbe stets unverändert, stand seine Kleidung unendlich hoch über den Gesetzen der jeweiligen Mode. — Auf dem Kopfe eine alte sammtne Kappe mit Lederschild, die einst wohl in grüner Farbe mochte geprangt haben, und die er auch im Zimmer beständig trug und nur zur Begrüßung abnahm, wie es bei Begegnungen auf der Straße üblich ist; dazu Halstuch und Weste von schwarzer Farbe, ein Oberrock und kurze Beinkleider von hechtgrauem Tuch, blaue, sogenannte Hamburger Strümpfe und endlich Schuhe mit großen tombakenen, nie geputzten Schnallen: also konnte man ihn Jahr aus Jahr ein, zu Hause und außer dem Hause erblicken. Daran vermochte keine Jahreszeit irgendwelche Veränderung herbeizuführen. Diese trat nur ein, wenn er ex officio in Galakleidung erscheinen mußte, welche dann aus dem gewöhnlichen kleinen dreieckigen Hute, einem Fracke von einem schwarzen glänzenden Zeug, eben solchen kurzen Hosen und Strümpfen von gleicher Farbe bestand. Drohte eines seiner gewöhnlichen Kleidungsstücke dem nagenden Zahne der Zeit zu erliegen, dann und nur dann erst ließ er ein neues fertigen.

Wie weit Rixner entfernt war, sich selbst sogenannte überflüssige leibliche Bedürfnisse zu schaffen, das läßt sich wohl leicht begreifen. Selbst die Natur schien ihm bei dieser Art von Entsagung hilfreich zur Seite zustehen. So war er z. B. eines Sacktuches durchaus nicht benöthiget, außer wenn ihn der Schnupfen befiel, eine Calamität, die übrigens nur höchst selten eintrat. In diesem Falle führte er dann wohl ein solches bei sich oder, wie es sich eben traf, auch nur ein Surrogat desselben, das in einem Handtuche bestand; und weil ihm alles das, was ihm zweckmäßig schien, auch für decent galt, so entfaltete er dasselbe ohne Bedenken auch während der Vorlesung im Collegium zur großen Erheiterung seiner Candidaten, während er es in seinem Zimmer über der Schulter hängen hatte.

Die gleiche Conformität mit seinen Grundsätzen zeigte auch seine Wohnung, die nur aus ein Paar Zimmern im Studiengebäude zu Amberg bestand und außer einer für einen Privatmann sehr ansehnlichen und sehr gewählten Bibliothek nichts irgend Werthvolles aufzuweisen hatte. Kam ihm übrigens ein neues Buch in die Hand, so war es das Erste, daß er sich nach der Vorrede und dem Register desselben umsah; Bücher, welchen diese beiden Artikel fehlten, waren für Rixner ein Greuel. „Diese Leute, sagte er von den Verfassern, kommen mir vor, wie wenn Jemand einen Besuch macht und sagt beim Kommen nicht: Grüß dich Gott! und beim Gehen nicht: Behüt dich Gott!"

Ein noch weit größerer Greuel aber war für denselben eine Einladung zu einem Diner. Im Einklange mit seiner Kleidung, Wohnung und allen seinen sonstigen geringen Bedürfnissen war natürlich auch sein Tisch zu Hause höchst frugal. Mußte er nothgedrungen einmal an einem reichlicheren Mittagsmahle theilnehmen, so aß er gleichwohl nicht mehr, als er sonst täglich gewohnt war, und gab dadurch, daß er nach dem zweiten Gerichte seine zusammengefaltete Serviette unter den Teller legte, zu erkennen, daß er nun satt gegessen. Die Aufforderung eines Tischgenossen oder des Wirthes, von einem folgenden Gerichte zu essen, konnte ihn manchmal, namentlich wenn er dadurch in einem interessanten Gespräche unterbrochen wurde, in solchen Unwillen versetzen, daß er demselben in den derbsten Worten Ausdruck gab.

Bei dieser einfachen Lebensweise, und da er überdieß seine literarischen Bedürfnisse durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu decken vermochte, war es nicht zu verwundern, daß er von seinen Ein-

nahmen, obgleich dieselben nicht von erheblicher Größe waren, etwas erübrigte. Gerne theilte er hievon den Armen mit und nicht selten spendete er reichlich; jedoch hatten sich nur die ihm als würdig geschilderten größerer Gaben zu erfreuen, während er Bettler von Profession und liederliches Gesindel, von welchem er und seine Collegen fortwährend überlaufen waren, mit Kleinigkeiten abfertigte. Als eben einmal ein Candidat bei Rixner sich befand, trat ein Literat ein, der sich bei ihm als einen Collegen einführte. Am Schlusse der Unterredung bat der Fremde um Reisegeld, da ihm dasselbe ausgegangen sei. Laut lachend nahm Rixner seinen Candidaten bei der Hand und rief: „Siehst du, wie doch die Bettler in gar allen Gestalten zu mir kommen! jetzt kömmt gar einer als Herr Collega auch noch!"

Sollte sich übrigens der eine oder andere unserer jugendlichen Leser darüber verwundern, wie Rixner es sich beikommen lassen konnte, einen Candidaten der Philosophie mit Du anzureden, so muß er das dem eigenthümlichen Charakter des Mannes zu gute halten. Rixner liebte nämlich seine Candidaten recht sehr und darum redet er sie — im Verlaufe der Rede manchmal auch andere Personen — mit dem vertraulichen Du an. Nur wenn er tadelte oder zurechtwies, gebrauchte er, um so zu sagen seine Verachtung auszudrücken, in seiner Anrede das Wörtchen: Sie.

Doch genug. Es mögen diese und andere Eigenthümlichkeiten in Rixners Charakter, als deren Quellen, wie anfangs bemerkt, einerseits das Streben, möglichst wenige Bedürfnisse zu haben, andererseits seine unbedingte und unbeschränkte Wahrheitsliebe zu betrachten sind, wohl nicht nach allen Seiten hin unsere Billigung und noch weniger unsere Nachahmung verdienen: Eines aber bleibt wahr und wollte Gott, er fände darin recht viele Nacheiferer!

„Rixner[1]) wird wohl von wenigen Menschen an Redlichkeit der Gesinnung, an vorurtheilsfreier Auffassung eines jeden Gegenstandes, an Ordnungsliebe, an Bereitwilligkeit zur Mittheilung seiner Kenntnisse und an echt religiöser Denk- und Handlungsweise übertroffen werden. —

Mit Wahrheit darf man von ihm sagen, daß es nicht gar viele Menschen gibt, die so arm an Bedürfnissen aller Art und so reich an umfassenden Kenntnissen in jedem Fache der Wissenschaften sind und sich diesen mit einem so unermüdlichen Eifer opfern, mit dem er es gethan hat."

„Friede seiner Asche!"

1) Nekrolog der Deutschen. 16. Jahrgang. 1838. S. 195.

U. I. O. G. D.